

# I.

## Zur Heroisierung der Gewalttat



# Dietrichs mißlungene Brautwerbung

## Über Heldengeschichten<sup>1</sup>

*Jan Philipp Reemtsma*

„Dietrichs mißlungene Brautwerbung“ hieß eine Zwischenüberschrift der Nacherzählung der Sagen um Dietrich von Bern in Gerhard Aicks *Deutschen Heldensagen*. Ich mochte die Passage nicht. Einmal gehörte eine solche Brautwerbung – sie findet durch einen Abgesandten statt, einen ‚Rosenkavalier‘ sozusagen – nicht in eine „Heldensage“, wie mir damals schien, und zweitens schon gar nicht als mißlungene. Aber ignorieren konnte ich sie nicht – sie brachte in den melancholisch-endezeitlichen Ton, der die Dietrich-Sage ausmacht und ihre literarische Qualität begründet, einen privaten, gleichsam bürgerlich-traurigen Zug hinein, der – das weiß ich nun – unerlässlich dazugehört. „Dietrichs mißlungene Brautwerbung“ – ich habe diesen Zwischentitel nie vergessen, sprechen wir über ihn, wenn wir von ‚Helden‘ sprechen.

Worum ging’s dabei? Dietrich von Bern, der, wie die Sage immer wieder sagt, größte der Helden seiner Zeit, ein Mann, der eine seltsam intermittierende Heldenbiografie hat, beschließt irgendwann zu heiraten, sucht – das heißt, läßt suchen – nach einer passenden Frau, und ihm wird „Hilde von Bertangaland“ – ich folge hier der Fassung von Therese Dahn – genannt, die Tochter von König Artus. Er schickt einen Werber, Herbut, der an den Artushof reist, sich in Hilde verliebt, seinem Auftrag aber treu bleibt und diesen ihr vorträgt. Sie will wissen, wer und wie Dietrich denn sei, und ich zitiere:

„Was für ein Mann ist Dietrich?“

„Er ist der größte Held der Welt und der mildeste<sup>2</sup> Mann.“

„Vermagst du wohl, Herbut, mir an die Steinwand hier sein Antlitz zu zeichnen?“

„Das kann ich leicht: und jeder, der Dietrich einmal sah, würde ihn an diesem Bild erkennen.“ Und er zeichnete ein Antlitz an die Wand, groß und schrecklich.

„Sieh, hier ist’s, Jungfrau: und so ein Gott mir helfe, – König Dietrichs Antlitz ist noch schrecklicher.“

Hilde erschrak und rief: „Niemals möge mich dies elbische Ungeheuer erhalten!“<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag ist die verschriftlichte Version des vom Autor am 29. November 2018 gehaltenen Festvortrages im Rahmen der Tagung „Gewalt und Heldentum“ in Freiburg im Breisgau. Der Beitrag wurde vorab publiziert in: Jan Philipp Reemtsma: Helden und andere Probleme. Essays, Göttingen 2020.

<sup>2</sup> Verneudeutschung des mittelhochdeutschen ‚milte‘, was nicht ‚milde‘ bedeutet, sondern eine Herrschertugend, etwa ‚leutselig‘.

<sup>3</sup> Felix Dahn / Therese Dahn: Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen für alt und jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn, geb. Frein von Drosste-Hülshoff, in: Felix Dahn: Gesammelte Werke. Erzählende und poetische Schriften, Erste Serie, Bd. 8, Leipzig o. J., S. 527. – „Elbisch“ heißt hier so viel wie ‚nicht-menschlich‘.

Sie fragt, warum er nicht für sich selbst werbe, und da er seinen Auftrag erledigt hat, kann er es tun und tut es erfolgreich.

Das Bewegende an der Geschichte ist – und man muss aus dem ersten Lesealter heraus sein, um sich bewegen zu lassen –, dass Dietrich selbst durch die Werbung aus seiner Sphäre hinauswill und nur ein König sein will unter anderen. Am Ende sind alle um ihn herum, alle, die nicht unbedingt ihm gleich, aber doch aus seiner Sphäre waren, Hildebrand, Wittich, Heime, tot. Er sitzt allein im Schlosshof wie ein Rentner auf der Parkbank. Da wird er auf einem überirdischen Pferd entrückt, und seitdem führt er das „wilde Heer“ an, einen fürchterlichen Gespensterzug, vor dem sich die Leute in ihre Häuser flüchten. Ja, ein Ende für den fürchterlichen Helden, der zuvor hatte ein Ehemann werden wollen, aber es hatte nicht sollen sein.

Was ist die Sphäre der Helden? Als er den „Produktionsprozeß des Kapitals“ beschrieben/analysiert hatte, stand Marx vor der Frage, wie es denn zum Kapital bzw. dem Kapitalismus gekommen sei. ‚Kapital‘ war in seiner Analyse immer das, was vorausgesetzt werden musste, damit Kapital produziert werde, die Entwicklung des Kapitalismus setzt den Kapitalismus voraus:

Man hat gesehen, wie sich Geld in Kapital verwandelt, durch Kapital Mehrwert und aus Mehrwert mehr Kapital gemacht wird. Indes setzt die Akkumulation des Kapitals den Mehrwert, der Mehrwert die kapitalistische Produktion, dieser aber das Vorhandensein größerer Massen von Kapital und Arbeitskraft in den Händen von Warenproduzenten voraus. Diese ganze Bewegung scheint sich also in einem fehlerhaften Kreislauf herumzudrehn, aus dem wir nur hinauskommen, indem wir eine der kapitalistischen Akkumulation vorausgehende, „ursprüngliche“ Akkumulation („previous accumulation“ bei Adam Smith) unterstellen, eine Akkumulation, welche nicht das Resultat der kapitalistischen Produktionsweise ist, sondern ihr Ausgangspunkt.<sup>4</sup>

Was war, bevor das war, was wir kennen und gewohnt sind? Das ist nicht nur eine historische Frage, sondern oft eine systematische, haben sich doch unsere Techniken des Verstehens an dem geschult, was wir um uns herum vorfinden. Über das, was ‚vorher‘ gewesen, erzählen wir farbige Geschichten. Marx erzählt eine Geschichte von Raub und Zwang, von Betrug und Trick, von Krieg und Hasard – nein, nicht eine Geschichte, viele Geschichten, die Szenarien entwerfen, wie es zum Aufhäufen riesiger Vermögen gekommen ist, die schließlich irgendwie nicht anders weiter gemehrt werden konnten als durch Ausbeutung von zuhandener Arbeitskraft, die ihrerseits eben einfach irgendwann ‚da‘ gewesen ist, nachdem die Subsistenzmittel ihrer Eigentümer ruiniert worden waren. Marx erzählt uns in diesem 24. Kapitel seines *Kapital* eine große Oper von Untergang und Aufstieg, von ubiquitärem Verbrechen, gesetzfreiem Rauben, von Herumgetriebensein und

<sup>4</sup> Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Erster Band, Erstes Buch: Der Produktionsprozeß des Kapitals (Karl Marx / Friedrich Engels: Werke 23), Berlin 1962, S. 741.

Sklaverei und Mord, bis alles zueinander findet und die Schätze zu Kapital, die Sklaven und Herumstreunenden zu Lohnarbeitern werden.

Es gibt andere Geschichten, die dieser an Farbigkeit nicht nachstehen, die aber näher an Märchen und Legende sind. Da sind die Teufelsbündler, die einen Beutel haben, der nie leer wird (hamloser der Goldesel), Hauffs *Das kalte Herz*, die Erfindung des Papiergelds durch Mephistopheles im *Faust II* oder das Treiben des Heathcliff in Emily Brontës *Wuthering Heights* oder, vielleicht, Alexandre Dumas' Graf von Monte Christo, dessen Schätze allerdings nur einmal zu etwas Kapitalähnlichem werden, als er ein untergegangenes Schiff nachbauen lässt, um einer ruinierten Reederei wieder auf die Füße zu helfen. – Georg Simmel fragt, was denn Gesellschaft erst zur „Gesellschaft“ und somit zum Objekt einer eigenen Wissenschaft gemacht habe, und antwortet: die „praktische Macht, die im neunzehnten Jahrhundert die Massen gegenüber den Interessen des Individuums erlangt“ hätten, und die Distanz der Klassen zueinander, die es der höheren, beobachtenden nahegelegt habe, die untere als gesichtslos, eben „Masse“ wahrzunehmen,<sup>5</sup> ein politisch-psychologischer Abscheu, der sich zur Methode modelt – ein Gestaltwandel sui generis.

Wie ist es zu unserer Gesellschaft der Institutionen, des Rechts, der monopolisierten Gewalt gekommen? Seit alters her sind es die Heldengeschichten, die hier die bunte Antwort geben. Einst war Bedrohung und Willkür, der Mensch von unserer Art war zu schwach, sich vor den Bedrohungen zu schützen, aber dafür gab es die Helden. Sie schafften die Bedrohungen aus der Welt, unsere Vorfahren bauten dann Athen oder Rom oder Dodge City.

Vor den Zeiten irgendwie gefügten Miteinanderlebens steht nicht etwas wie der ‚Naturzustand‘, wie Thomas Hobbes ihn aus didaktischen Gründen imaginiert hat, gleichwohl eine gefährliche Zeit, in der Dörfliches, Familiales, in Ansätzen Urbanes stets von Regellosigkeit bedroht war oder phantasiert wurde, eine Zeit, die in der Literatur in der Heldensage ihre Phantasiegestalt erhält, in der Wirklichkeit ... da kann man streiten, sagen wir so: Wenn man das Räuberunwesen nach den Napoleonischen Kriegen nicht mehr durch Vertrauen auf einen ‚guten‘ Schinderhannes abzuschaffen trachtet, sondern durch Polizei oder Militär, wenn man in Gotham City alles wieder ins Lot bringen kann, ohne auf Batman zurückzugreifen, dann sind wir dort sicher angekommen, was wir ‚Moderne‘ nennen.

Sprechen wir also von der phantastischen Zeit der Helden, die uns das schufen, was wir ohne sie in Gang halten müssen – Euripides blickt darauf in seinem *Walmsinn des Herakles* zurück: Herakles, so meinen sein (irdischer) Vater Amphitryon, seine Frau Megara und seine drei kleinen Söhne, sei von seiner letzten Aufgabe, den Kerberos aus dem Hades zu holen, nicht wiedergekehrt. Der Chor

<sup>5</sup> Georg Simmel: Das Problem der Soziologie, in: ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (Gesamtausgabe 11), hg. von Ottheim Rammstedt, Frankfurt am Main 1992, S. 13.

blickt am bereiteten Grab darauf zurück, was einem Gemeinwesen ein Held bedeutet hat:

Zeus' nemeischen Hain  
 Befreit er vom Löwen,  
 Legt sich das Fell um die Schultern,  
 Drückt sein jugendlich Haupt mit dem blutigen Rachen.

So sind die Herakles-Statuen, die wir kennen; Euripides ruft das allen geläufige Bild auf.

Wildem Kentaurenvolk,  
 Brut, die in Schluchten haust,  
 Brachte gefiederter Pfeil,  
 Mordender Bogen den Tod.  
 [...]  
 Nahe an Pelions Hang,  
 Nah seiner Zwingburg,  
 Tötet sein Pfeil den Kyknos,  
 Der die Wanderer erschlug am Flusse Anauros.  
 [...]  
 Er stieg in die Schlüfte des Meeresfürsten,  
 Brachte den Schiffern die Frieden der Fahrten.  
 [...]  
 Reiterhorden der Amazonen  
 Jagte er auf in den stromreichen Steppen.<sup>6</sup>

Wilde Tiere, Monstren, Wegelagerer, Raubritter und kriegerische Horden von irgendwoher – das muss besiegt, das muss ab- und aus der Welt geschafft werden, damit die Zivilisation der Dörfer und Städte herrsche, die dann, wenn möglich geregelt, Krieg gegeneinander führen können. Für den braucht's keine Helden, vielleicht aber Heldengeschichten – wir kommen noch darauf. Die griechischen Sagen haben noch andere ‚Zivilisationshelden‘, also solche, die das Feld bereiten für ein Zusammenleben, in dem man sie nicht mehr braucht: Theseus, der den Wegelagerer Prokrustes tötet, dann den Minotauros überlistet, Perseus, der die Medusa und den Meerdrachen schlägt. In der traditionellerweise ‚germanisch‘ genannten nordeuropäischen Heldensage ist es Thor, der besonders menschen-nahe Gott, der sich dem Kampf gegen die Riesen verschrieben hat, Siegfried tötet einen Drachen, Dietrich Riesen und Wegelagerer – es ist dasselbe Muster.

Interessant, dass Dietrich, unbestritten der größte der, wie man so sagt, ‚deutschen‘ Helden, als König eine ambivalente Gestalt ist; er ist unbeherrscht, seine ‚Gesellen‘ wechseln zuweilen den Herrn, politisch ist er nicht erfolgreich, lange Zeit muss er im Exil bei den Hunnen verbringen, am Ende misslingt ihm die

<sup>6</sup> Euripides: Der Wahnsinn des Herakles, in: ders.: Sämtliche Tragödien und Fragmente Bd. 3, hg. von Gustav Adolf Seeck, übersetzt von Ernst Buschor, München 1972, S. 119–123.

Gründung einer Dynastie (oder sagen wir bürgerlich: die Gründung einer Familie), und er ist allein. Vor dem Tod stöbert er noch einen ebenfalls überständigen Riesen auf, tötet ihn, aber die Zeiten der Helden sind vorbei. Und wenn ihre Zeiten vorbei sind, haben sie auch keinen Ort mehr.

Zwar wird Theseus König von Athen, aber auch er scheitert an dem Versuch, aus dem Status des Helden in den eines normalen Staatsoberhauptes zu wechseln; als er sich dann auf die väterlichen Güter zurückziehen will, gehören die längst einem andern, und er wird vom neuen Besitzer umgebracht. Das Ende des Herakles kennen wir in manchen Varianten. Euripides gestaltet es so: Nachdem er wider Erwarten heil aus dem Hades zurückgekehrt ist, überfällt ihn der Wahnsinn, er tötet Frau und Kinder, ein ans Töten Gewöhnter kann nicht ablassen.

Mit den Helden ist nichts anzufangen, wenn ihre Arbeit getan ist. Schlimmer: Sie können mit sich nichts anfangen. Am besten, sie kommen irgendwie um, bevor sie Schaden stiften und das in Gefahr bringen, was sich dank ihrer Taten in leidlicher Stabilität als durch Recht und Institutionen gefügtes Gemeinwesen etabliert hat. – Heldengeschichten sind zwar das, woran wir immer zuerst denken, die großen Kämpfe und strahlenden Siege, aber auch die Folgegeschichten gehören dazu, wo es keinen rechten Ort mehr für sie gibt – im schlimmsten Fall müssen sie erschlagen werden, damit das Leben – spitzen wir es zu: das zivile Leben, das erst als Folge ihrer Taten sich gefügt hat – weitergehen kann.

Man hat das Film-Genre des ‚Western‘ oft als eine moderne Neuerzählung der alten Heldengeschichten bezeichnet. Das ist nicht falsch; vor allem finden wir immer wieder den prekären Status des Helden. Der berühmteste Western *High Noon* beginnt mit – einer Hochzeit und den Vorbereitungen einer Hochzeitsreise. Der Sheriff (Gary Cooper) zieht sich mit Frau (Grace Kelly) in sein Privatleben zurück. Aber die Nachricht trifft ein, dass eine Verbrecherbande, deren Chef er einst ins Gefängnis gebracht hat, sich an ihm, vor allem: in ‚seiner‘ Stadt rächen will. Während der Kutschfahrt wird ihm klar, dass er seine Stadt nicht im Stich lassen kann, und kehrt um. Übrigens ohne mit der neben ihm sitzenden Frau darüber zu sprechen. Wieder angekommen, will er sich den Gangstern stellen (ihr Zug kommt um zwölf Uhr mittags an) und sucht nach Unterstützung. Nun ist er als Sheriff zuständig – er repräsentiert das Monopol auf die Gewalt –, aber er ist allein, der Sheriff ist als Einzelperson fast mehr Symbol der monopolisierten Gewalt als ihre reale Verkörperung. Er kann zwar Deputies ernennen, also gewissermaßen das Gewaltmonopol aufrüsten. Rekrutieren kann er sie aber nicht, er ist auf Freiwillige angewiesen. Die findet er nicht. So hat er nur sich und seinen Revolver. Wir haben also die Situation, dass die Sicherheit der Stadt auf etwas angewiesen ist, das sie nicht nur nicht garantieren kann, sondern auch nicht will. Die Weigerung der Bürger, die gemeinsame Sache zu der eigenen zu machen, wirft die Stadt in den vorzivilisatorischen Stand zurück, in dem es Helden braucht. Jedoch so einfach ist das nicht. Der Bürger *muss* den Helden ja nicht spielen, für seinen Schutz hat er den Sheriff, und zum Deputy *muss* er sich eben nicht ernennen las-

sen. *Der Bürger hat das Recht und Privileg, kein Held zu sein.* Er darf auch ein Feigling sein. Wenn ... ja, wenn es denn klar wäre, was da los ist, in welcher Zone der Gewalt und der Befriedung sich die Stadt befindet. Die Institution des Sheriffs (dieser Art) ist ja ein Notbehelf; sie markiert den Schritt hin zu einem ordentlich institutionalisierten Gewaltmonopol (mit ihm als Chef eines noch so kleinen Polizeitams). Wo diese provisorische Institution nicht funktioniert (oder nicht funktionieren kann), wäre nach der Auffassung von Thomas Hobbes an jeden die Verantwortung für Sicherheit und Leben rückübertragen. Entweder sieht jeder, wo er bleibt, oder ... es findet sich ein Held. So wird der Sheriff zum auf sich gestellten Helden. Und er ist erfolgreich – fast. Den letzten Schuss, der ihm das Leben rettet, gibt seine Frau aus einem Fenster ab. Sie ist Heldin an seiner Seite, was noch einmal unterstreicht, zu welcher Zone der Regellosigkeit die Stadt sich gewandelt hat, denn sie agiert ja nicht etwa als Deputy mit dem Stern am Brautkleid, sondern als Frau, die ihren Mann retten will, ganz privat. Am Ende steht die unterbrochene Fahrt in die Flitterwochen – und die Geste, mit der der Ex-Sheriff seinen feigen Mitbürgern den Stern vor die Füße wirft. Menschlich verständlich, aber, wie gesagt, es gibt ein Bürgerrecht auf Feigheit, und wenn er beschlossen hat, als Held zu agieren, so tut er das auf eigene Verantwortung und nicht einmal mehr als Vertreter der Stadt, sondern eben als Held, und das heißt nur für sich allein.

Ein Held steht nämlich nicht für das ‚Gute‘ (was immer das sein mag), sondern nur für sich und allenfalls seinen Ruhm. Als Gary Cooper die Kutsche wendet und seiner Frau nicht sagt, warum, kappt er die bürgerlichen Bande. Er kündigt die Pflichten aus dem Bund auf, den er eben geschlossen hat, und kehrt, wie sich zeigen wird, auch nicht als *Pflichtbewusster* zurück, sondern als einer, *der nicht feige sein will*. Auch er *muss* ja nicht. Wenn er keinen Deputy findet, ist er nicht gehalten, ein Selbstmörder zu werden, denn *ultra posse nemo obligatur*.

Helden sind nicht nur auf sich selbst gestellt, sie agieren auch nicht im ideellen Dienste von irgendetwas. Auch Wilhelm Tell hat nicht die Schweiz befreit, sondern sein Händel mit Geßler ist ausschließlich privat, mag eine Eidgenossenschaft, zu der er, wie Schillers Stück herausstreicht, nicht gehört, auch von seinem Agieren profitieren.<sup>7</sup> Mag Schiller seinen Tell vor allem als sorgenden Hausvater präsentieren, so führt doch auch bei ihm kein Weg daran vorbei, ihn als (wenn man so will: phallischen) Narzissten zu porträtieren. Seine Armbrust trägt er so notorisch mit sich herum, dass er im Personenverzeichnis als Tell-mit-der-Armbrust figuriert. Tell tötet Geßler wie ein wildes Tier, das die Herden bedroht, aus dem Hinterhalt. Achill gehört zwar nicht zu den Zivilisationshelden, er ist ein Krieger, aber seine Heeresfolge ist auf keine soziale Verpflichtung gestellt. Er betont das selbst im Streit mit Agamemnon: Er habe keinen Streit mit den Troern, sie hätten ihm nichts getan, er wolle Agamemnon helfen, seine Ehre wiederzuer-

<sup>7</sup> Übrigens macht Schiller allerlei Umstände, um Tells Handeln als unpolitisch herauszustellen.

halten. Umso ehrempfindlicher ist er, als Agamemnon Achills Ehrengabe – die schöne Briseis – beansprucht, weil er die seine zur Besänftigung Apolls zurückzugeben bereit ist. Achill ist der Krieg als solcher so gleichgültig, dass er achselzuckend in Kauf nimmt, dass sein Rückzug aus der kämpfenden Truppe das Heer in Schwierigkeiten bringt, auch Versuche, ihn der gemeinsamen Sache wieder gewogen zu machen – Rückerstattung der genommenen Beute, kompensatorische Geschenke – weist er zurück. Maß des Akzeptablen ist für ihn allein sein verletztes Ehrgefühl. Und als er in den Krieg wieder eintritt, tut er das, um den Tod seines Freundes Patroklos zu rächen und sich vor anderen auszuzeichnen. Achill, so kann man pointieren, handelt nicht in einem sozialen Raum, er schafft sich einen eigenen, gewissermaßen vorsozialen, den die anderen zu akzeptieren gezwungen sind, und aus diesem Grund kann man ihn einen Helden nennen, einen spätzeitlichen.

Dietrich von Bern ist auch ein spätzeitlicher Held. Er tut noch, was ein Held tut, beseitigt allerlei Riesen, aber sonst ist er König. Ein geachteter, aber nicht immer ein vorbildlicher. Auch hinsichtlich seines Status als unüberwindlicher Held ist er nicht ganz stabil. Den Kampf mit seinem späteren Gefolgsmann Wittich verliert er beinahe wegen dessen besserer Bewaffnung (Wittich ist der Sohn des berühmten Schmiedes Wieland), und um diese Scharte auszuwetzen, macht er sich erneut auf, um einen Outcast zu stellen, und ist wieder nur knapp erfolgreich. Es ist etwas wie eine Regression. Da dieser Walddläufer ihn, Dietrich, zum Kampfe hatte stellen wollen, hätte er sich *comme il faut* zur Berner Burg begeben müssen und dort dem König den Kampf antragen. So aber geht Dietrich ins Ungebahnte und behauptet sich nur mit Mühe.

Der Western hat für die Verfassung des Helden ein Redensart gewordenes Schlussbild gefunden: Er reitet – allein – in die untergehende Sonne, spricht: in den Westen, wo die Zivilisation noch nicht hinreicht. Dort, wo er heldenhaft gehandelt hat, gehört er nun nicht mehr hin. Er hat die Bedingungen geschaffen, dass dort etwas anderes gebaut werden kann, in dem er dann nicht mehr gebraucht wird und im Zweifelsfall aneckt oder die Leute erschreckt. James Fenimore Coopers ‚Lederstrumpf‘ Natty Bumppo, wiewohl kein Held im Sinne der großen Taten, aber ein Virtuose des siegreichen Agierens im Ungebahnten, landet in der Stadt der Ansiedler am Susquehanna wegen Verletzung der Schonzeitbestimmungen kurzzeitig im Gefängnis und verlässt dann die Zivilisation in Richtung Westen, wo nur Büffel sind und unbesiegte Reiterstämme (und manchmal ein Treck auf der Durchfahrt). Dort wird er sterben, ohne eine andere Spur zu hinterlassen als die Geschichten über ihn.<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Shakespeare hat das Muster umgekehrt, was es nicht weniger deutlich macht. Sein Prinz Henry gehört einer Bande sich selbst ermächtigender Straßenräuber und -schläger an (*Henry IV*); als er König wird (*Henry V*), muss er diesen Lebensstil aufgeben, zieht in den Krieg gegen Frankreich und lässt einen ehemaligen Kumpan hängen, als der gegen einen Befehl, der regelloses Plündern verbietet, verstößt. ‚Kriegsheld‘ ist der König dann sehr wohl, aber das ist etwas anderes als der Held, den wir hier beschreiben.

In *Der Mann, der Liberty Valance erschoss*, dem nach meiner Meinung klügsten (und schönsten) Film seines Genres, kommt ein Rechtsanwalt namens Stoddard (James Stewart) in eine Grenzstadt – eine Stadt an der Grenze zwischen dem ‚Draußen‘, wo noch das Recht von Faust und Feuerwaffe gilt, also keines, und dem einigermaßen zivilisierten Hinterland. Der Sheriff dieser Stadt kann und will sich gegen die sporadisch einbrechende Bande des Desperados Liberty Valance nicht wehren. Der Anwalt versucht, das Gesetz gegen die Übergriffe des Straßenräubers, dessen Opfer er gleich bei seiner Ankunft geworden ist, in Stellung zu bringen, aber mehr als Rhetorik kann es nicht sein, und die Zeitungsredaktion wird prompt verwüstet, das Schild seiner Ein-Mann-Kanzlei bald abgerissen, und so beginnt er irgendwann, sich das Revolverschießen beizubringen, das heißt, sich darauf vorzubereiten, das ‚Gesetz in eigene Hand zu nehmen‘, wie man sagt, also außerhalb des Gesetzes zu handeln beziehungsweise sich auf den Zustand vor der Einführung des Gewaltmonopols einzulassen. Die Gegenfigur des Anwalts ist der außerhalb der Stadt lebende eigentliche Held Tom Doniphon (John Wayne [nicht im Sinne der ersten *dramatis persona*, das ist James Stewart]), der dem Anwalt klarmacht, dass die Welt, die er vorfindet, noch nicht die ist, in der es Anwälte braucht, und der ihm auch klarmacht, dass er nicht der sein wird, der Liberty Valance erschießen kann. Es kommt (ich kürze das alles sehr ab, ich bitte um Verzeihung) dennoch zum Showdown – Valance wird erschossen, Stoddard hat geschossen. Damit beginnt die öffentliche Karriere des Anwalts als „der Mann, der Liberty Valance erschoss“, die ihn bis in den Washingtoner Senat führt. Die Geschichte wird als Rückblende und Erzählung Stoddards an Tom Doniphons Sarg erzählt. Er will ihm mit seiner Frau, die damals das Leben mit ihm dem mit Doniphon, dem sie eigentlich versprochen schien, vorgezogen hatte, das letzte Geleit geben. Stoddard berichtet seinen Zuhörern, darunter einem Journalisten, der die Geschichte von der Heimkehr des Senators an den Schauplatz seiner Ruhmestat schreiben will, dass ihm Doniphon einst die wahre Geschichte erzählt habe: Er habe in dem Augenblick, als Stoddard abdrückte, Valance aus dem Dunkeln erschossen. Der Anwalt habe keine Chance gehabt, ein Duell wäre Mord gewesen, und so habe er eben den Desperado erschossen – auch das war Mord.

Der Journalist will die eigentliche Geschichte nicht schreiben und der Öffentlichkeit mitteilen, der Westen brauche diese Heldengeschichten für seine Identität, Stoddard sorgt dafür, dass Doniphon mit seinen Stiefeln begraben wird, und fährt zurück nach Washington – in den Osten, in die andere Richtung. In der Bahn überlegt er mit seiner Frau, ob sie nicht Washington verlassen und in den Westen – den nunmehr zivilisierten notabene, es geht um eine Rentneridylle – zurückkehren, aber der Billettkontrolleur unterbricht die Gedanken, er will ihm die Hand drücken, ihm, dem „Mann, der Liberty Valance erschoss“. So fährt Stoddard denn zurück nach Washington – er ist übrigens nicht nur Senator, sondern war auch Botschafter in London, eine Anspielung auf Thomas Jefferson –

zusammen mit seiner Frau, die der einsam gestorbene Tom Doniphon einst liebte. Helden sterben nicht verheiratet, und pensioniert werden sie auch nicht.

Heldengeschichten sind Geschichten, in denen sich Gesellschaften ihre Vergangenheiten ausmalen. Es sind keine ‚Erinnerungen‘, kein ‚kollektives Gedächtnis‘, ohnehin eine verunglückte Metapher. Es sind fiktive Geschichten, in denen man sich Zeiten ausmalt, in denen es noch hoch herging. Über Theseus kann man keine Dokumentarreportage mehr verfassen, über Wyatt Earp schon. Die ist dann interessant, aber keine Heldengeschichte mehr. Die TV-Serie *Deadwood* hat versucht, einen Grenzort, eben jenes „Deadwood“, das es tatsächlich und mit diesem Namen gab – nicht mehr ungebannter Westen („Indianerland“) und noch kein Teil der Vereinigten Staaten und also tatsächlich gesetzlos –, abzubilden, und sie ist (wenigstens in der ersten Staffel, die zweite und dritte sind weniger gelungen) ein faszinierendes Stück gedankenspieler Soziologie geworden, das mit der Frage umgeht, wie sich in einer noch nicht institutionenverfassten Gemeinschaft jene absehbaren Machtroutinen herausbilden, die es braucht, um für ihre Mitglieder das herzustellen, was man ‚soziales Vertrauen‘ nennt, also ein geteiltes Prognosevermögen, wie es denn gemeinsam ‚weitergeht‘. Im Falle *Deadwoods* sind es gewaltgestützte Routinen, gewiss, aber doch nicht allein gewaltbasierte. Erstaunlich (und plausibel), wie viel Aushandlungssache ist. Für Helden ist auch dort kein Platz mehr. Der Sheriff, den der mächtigste Mann am Ort, der den historischen Quellen entnommene Bordell- und Saloon-Besitzer Swearengen, gewissermaßen anstellt, damit der Ruf *Deadwoods* als gesetzloser, aber doch wegen Goldvorkommen attraktiver Ort nicht dazu führt, ihn in die USA einzugliedern und ihm den Rechtsstaat zu verpassen, ist keiner, der aufräumt (obwohl er den klangvollen Namen ‚Seth Bullock‘ trägt), sondern bastelt vielmehr daran, die gesetzlosen (vorgeseztlichen) *Deadwood*-Routinen etwas mehr an das anzupassen, was östlich davon Routine unter dem Gesetz ist: So gehört zu seinen ersten selbstverordneten Aufgaben, die Toten, die zuweilen herumliegen, manchmal gegen Bares dem Chef des Chinesenviertels übergeben werden, der mit ihnen die Schweine füttert, auf einem Friedhof mit ein wenig Bibellesung unter die Erde zu bringen. Ja, die Zivilisation fängt vielleicht dort an, wo man weiß, wo die Toten liegen. Mit Realismus kann man keine Heldengeschichten erzählen.

Heldengeschichten sind Geschichten, in denen das erzählt wird, was „hinter uns“ liegt: Gott sei Dank! Wir malen uns gern Helden aus, weil wir gerne in der Phantasie Abenteuer erleben, die uns die Wirklichkeit erspart. Es ist wie bei der Marlboro-Reklame, als es die im Kino noch gab. „Der Geschmack von Freiheit und Abenteuer“? – ach wo, vielleicht ein kleines Kälbchen auf dem Arm, dann Feierabend, Gartengrill, Bier, ’ne Zigarette. – Schon *Ilias* und *Odyssee* sind Spätzeitgeschichten. Achill zeigt, eine wie prekäre Existenz ein narzisstischer Heerführer ist, der prätendiert, aus eigenem Heldenrecht zu agieren, und Odysseus gelingt es zwar, dem Riesen Polyphem, nachdem der einige seiner Gefährten gefressen hat, mit Hilfe der Überlebenden sein eines Auge auszustechen, aber er ist kein

Held, weil er stärker ist – kein Herakles, kein Theseus, kein Dietrich –, sondern weil er intelligenter ist, meinethalben schlauer, weil er postheroische Tugenden erfolgreich repräsentiert. Am Ende kommt er nach Hause und – ist wieder König und hat seine Frau wieder. Kein Held.

Kleist gibt uns in seinem *Prinzen von Homburg* einen, der ein Held sein möchte und eine Frau kriegen. Er schlägt sich in der Schlacht zwar gut, aber befehlswidrig, wodurch er zwar eine Art heldenhafte Draufgängerei an den Tag legt, aber, weil man in kriegerischen Dingen keine Helden braucht, sondern ein koordiniertes Vorgehen, den Schlachtplan vermässelt. Am Ende steht etwas wie eine Scheinhinrichtung und eine Abkehr von individuellen Ambitionen: „in den Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ Das Stück ist auch ein Wink: Du sollst dir keine Lorbeerkränze winden, heutzutage gehört der Lorbeer in die Küche. – Ernst Jünger inszeniert seine Kriegserlebnisse nicht als neubeatmete Heldengeschichten, seine Phantasie ist der entindividualisierte Held (beschreiben tut er den durchhaltenden und den traumatisierten Soldaten).

Wo Heldengeschichten gern und mit Vergnügen gelesen werden oder in Kinos locken, wird man – und das ist trivial – sagen können, dass sie einem Bedürfnis nachkommen, die Kinos blieben sonst leer, die Bücher ungelesen. Ob einer einem Gestellungsbefehl oder einer Mobilmachung oder einem Werbeslogan à la „Uncle Sam needs You!“ bereitwilliger folgt, wenn er zuvor Blickkontakt mit einer Rolandsäule genommen hat? Kaum. Die Heldengeschichte hat keinen propagandatauglichen Einsatzort, auch wenn das Nibelungenlied ein Metaphern- und Gleichnisschatz in den deutschen Kriegen des 20. Jahrhunderts gewesen ist (vom (Kalauer!) ‚Siegfrieden‘ über den ‚Dolchstoß‘ bis zu ‚Etzels Halle‘ (Stalingrad)), aber schon das Nibelungenlied selbst ist eine Sache für sich und jedenfalls keine Heldengeschichte im hier behandelten Sinn.

Egal, wie ihr politisches Umfeld beschaffen ist, Heldengeschichten leben oder leben immer mal wieder auf, und sei es in der grandiosen, komplex-raffinierten Dekonstruktion (endlich kann man dieses Wort einmal benutzen) durch Clint Eastwoods *Unforgiven*, oder, ganz etwas anderes, in Sylvester Stallones *Rambo*. Auch dieser Film ist eine Geschichte, in der der Held eigentlich nicht mehr funktioniert. Rambo ist ein Vietnamkriegsveteran, dem es nicht gelungen ist, sich ins Zivilleben zu integrieren – in der deutschen Nachkriegsliteraturgeschichte heißt er „Beckmann“ (ja, die Hauptfigur von *Draußen vor der Tür*) –, und wird von einem Sheriff, der keine Landstreicher mag, übel behandelt. Er erleidet einen Flashback (er war in vietnamesischer Gefangenschaft gefoltert worden), und nachdem er zunächst versucht hat, sich im Wald zu verstecken, und dann seine Verfolger erfolgreich, aber mit letalem Ausgang abwehrt, verwüstet er am Ende die Stadt, die ihn nicht will – er ist zu der Kampfmaschine geworden, zu der man ihn ausgebildet hat. Zwar mag der Zuschauer nach Hause gehen und sich sagen, dass die USA den Krieg gewonnen hätten, hätte man nur genügend Rambos gehabt (und die machen lassen), aber das ist nicht der Schluss des Films. Rambo gibt weinend

auf (und auch in den folgenden Filmen bleibt er bei aller ihm hier oder da zuteilwerdenden Anerkennung eine aus der Zeit gefallene Figur, im letzten Teil wird er zum sinistren Schlächter, der zwar die Richtigen umbringt, aber nicht einmal das sieht man mehr gerne).

Die Pointe der klassischen Heldengeschichte, die Unintegrierbarkeit des Helden in die Welt, die zu schaffen es ihn gebraucht hatte, legt sich wie ein Schatten über die Versuche, neue Helden zu erschaffen. Superman ist zwar stark und bunt, aber ein Waisenkind, und Lois Lane bekommt er nicht, auch der Status des Pensionärs winkt ihm nicht. Batman ist ein schwer traumatisierter Junge, der sich in einer Stadt des Verbrechens ein düsteres Undercover-Rächer-Königreich schafft, aus dem er zu Sieg um Sieg aufbricht, aber seine Zivilexistenz (der Millionär Bruce Wayne) und seine selbstaufgelegte Traumabearbeitung können nicht zusammenkommen und er darum nicht zu den Frauen, die er liebt.<sup>9</sup> Der Hulk ist durch seinen skrupellosen Vater, der einen Supermann züchten wollte, zu einem Atomkrüppel geworden, der allerdings, wenn er zornig wird, zu einem unglaublich riesigen Riesen aufschwillt und mit Hubschraubern um sich werfen kann. Am Ende – hatten wir erwähnt, dass ihn eine Frau liebt, aber es kann naturgemäß nichts daraus werden? – flieht er in den unwegsamen südamerikanischen Dschungel, wo er irgendwas Nützliches treibt, immer bis er Rauschgiftschmugglern begegnet, denen er dann in Hulk-Gestalt den Garaus macht. So lebt er als eine Art prähistorisches Sumpfmönster, wenig erfolgreich, denn Heroin und Kokain gibt es bekanntlich immer noch. Der Hulk ist ein besonders trauriger Nicht-Held, als habe die Trauer des Drehbuchs, aus so einer Erfindung keinen Helden machen zu können, auf die Figur, nun ja: abgefärbt. – Auf die Schwemme der sogenannten ‚Superhelden‘-Filme will ich nicht eingehen, die Tatsache der Schwemme signalisiert, dass da etwas leerläuft. Wenn es Heldenfilme sind, werden sie mal mehr, mal weniger gelungen das klassische Schema wiederholen oder so abwandeln, dass man es wiedererkennt, oder es sind Filme über sehr starke oder sehr brutale Leute, von denen man nicht so genau weiß, was sie sollen. Etwa wie ‚Wonder Woman‘, aber zu ihr später. Letztlich sind die ‚Superhelden‘-Filme aus dem Genre der Kasperle-Geschichten entstanden. Eine Hauptfigur mit einem besonderen Attribut, das sie befähigt draufzuhauen (bei Kasperle: die ‚Pritsche‘), und ein Krokodil oder ein Räuber, die am Ende gehauen werden. Kasperle kann auch einen Gefährten haben, Seppel, bei Kara ben Nemsı ist es Hadschi Halef Omar. Bei Old Shatterhand

---

<sup>9</sup> Das Thema des Traumas beherrscht den ganzen Film *Batman Returns*: Batmans Gegenspieler ist ein verkrüppelter, ausgesetzter, von Pinguinen aufgezogener Unhold, der am Ende ein Regiment sprengstoffgürteltragender Selbstmordpinguine in Marsch setzt; Batman muss sich außerdem mit einer Frau herumschlagen, die hinterhältig aus dem Fenster eines Hochhauses gestoßen wurde und nur überlebt hat, weil sie von Katzen aufgezogen wurde, und nun als ‚Catwoman‘ eine nächtliche Existenz führt.

wird Seppel zum homoerotischen Begleiter, der dann aber beseitigt werden muss, denn es kann nur einen Kasper geben.<sup>10</sup>

Ich gebe jetzt meinen Gedanken über Helden(-Geschichten) eine etwas andere Wendung und greife das Stichwort des Narzissmus auf, das oben im Zusammenhang mit Wilhelm Tell und Achill gefallen ist.<sup>11</sup> Narzissmus ist nicht das, was der Alltagsgebrauch des Wortes will, Kennzeichnung enervierender Selbstverliebtheit oder (bei Machtmenschen) nicht ungefährlicher Selbstbezogenheit. Narzissmus ist, zunächst, eine Selbstbezogenheit, ohne die Menschen nicht überleben. Er ist, zum zweiten, die Triebkraft, Besonderes zu leisten, sich, wie man sagt, ‚hervorzutun‘. Keine kulturellen Leistungen ohne den Narzissmus ihrer Urheber. Die Kultur des sogenannten ‚alten Griechenland‘ war eine, die den Narzissmus extrem belohnte. Das Lebensmotto der adligen Krieger in der *Ilias* (nicht nur Achills) war: „Sich hervortun und die anderen übertreffen“, bei den olympischen Spielen galt nur der Sieger etwas, ein Motto wie „Dabeisein ist alles“ hätte man mit einem Kopfschütteln zur Kenntnis genommen.

Narzissmus gehört zur menschlichen Ausstattung, manche Kulturen – Kriegerkulturen – pflegen ihn und belohnen extreme Ausformungen, aber dann sprechen wir nicht mehr von einem, wenn man so will, basalen Narzissmus, der zum Überleben schlechthin gehört, sondern von einem, der sich auf diesen gleichsam draufsetzt. Mit ihm erkennt das Kind, dass es etwas Besonderes ist, und weil es in einer Phase ist, in der es entdeckt, was es alles kann, wähnt es, schlechthin alles zu können. Man nennt das ‚Omnipotenzgefühle‘. Diese Omnipotenzgefühle werden durch die Umgebung des Heranwachsenden unterschiedlich aufgenommen und an die Realitäten angepasst. In narzissmuspflgenden Kulturen, wie, um nicht immer die Griechen zu nennen, den Indianerkulturen Nordamerikas, bleibt ein Stück Omnipotenzgehebe auch beim Erwachsenen erhalten, jedenfalls wenn es einhergeht mit anerkannten Leistungen: Großsprecherei wird zur Tugend (wenn etwas dahinter ist, aber dann vermag der Stamm stundenlang den Gesang-Erzählungen von Kriegstaten zu lauschen). In solchen Gesellschaften haben Heldengeschichten ihren sozialen Sinn – das heißt, wenn sich solche Gesellschaften gewissermaßen als Fortsetzung jener ‚alten Zeiten‘ empfinden bzw. das, wovon erzählt wird, gar nicht als ‚alte Zeit‘, sondern als jüngstvergangene Gegenwart empfunden wird (in gebührender Unklarheit der Distanzen wie bei Thomas Manns Joseph, wenn der etwa von Abraham und Elieser hört).

Gesellschaften, die sich institutionell mehr gefestigt haben, geben Alleingängen (zumal auf Kosten anderer) weniger Raum, hier wird, wenn nötig, der Narzissmus im Dienste individueller Grandiosität des Besserseins umgelenkt in Dienste an der Allgemeinheit, aber Heldentum ist das dann nicht mehr. Zu diesem Umbau des

<sup>10</sup> Man müsste einmal nachsehen, wann Batman seinen Robin bekommt und was das für den Helden heißt.

<sup>11</sup> Vgl. auch Jan Philipp Reemtsma: „Mother don’t go!“ Der Held, das Ich und das Wir, in: ders.: Helden und andere Probleme. Essays, Göttingen 2020, S. 7-33.

Belohnungssystems der Gesellschaft gehört die Frustration des Grandiositätsbegehrens, in das sich das infantile Omnipotenzgefühl gewandelt hat. Die sich grandios fühlenden Adoleszenten oder Postadoleszenten müssen, wenn sie keinen Erfolgsort in der Gesellschaft haben, gestutzt und angepasst werden. Darum sind die Heldengeschichten am Ende immer so traurig. Helden haben keinen Platz mehr, wenn ihr Ort, das phantasierte ‚Früher‘ oder ‚Dort-draußen‘, vergangen ist. Eine Pensionärsparkbank ist für sie, wie gesagt, nicht vorgesehen, und eine Frau kriegen sie nicht, ihre Taten mögen erzählt werden, aber kennenlernen möchte man sie nicht, man wendet sich – Dietrichs misslungene Brautwerbung – von ihnen ab. Vielleicht ist die Melancholie der Heldengeschichten etwas wie ein Trost. Deine narzisstischen Wünsche werden nicht erfüllt, das ist traurig, aber wenn du heiratest, ist alles vorbei.

Weibliche Helden – Heldinnen – gibt es nicht. Nicht in der Bedeutung des Wortes, um die es hier geht. Gesellschaften, die Kriegerideale pflegen, für die Heldengeschichten Seelenfutter, wenn auch unrealistisches, sein konnten, Soziotope, die Selbstberauschung an Brutalität und Großsprecherei züchteten, waren extrem machistische Gesellschaften. Die Belohnung kindlichen Omnipotenzhabes mit anerkennend-amüsierten Blicken wird auch bei uns männlichen Kindern länger zuteil als weiblichen. Der rüpelhafte Schulhofnarzissmus ist eine männliche Angelegenheit, wie wir wissen und wie sich nicht zuletzt aus den neulich bekanntgewordenen Äußerungen eines Lehrers einer anerkannten Schule hören ließ, der das Quälen von Mitschülern als übliche Rangwettstreite seiner „jungen Löwen“ bezeichnete. Wieviel von den unterschiedlichen Wegen, Aggressionen sozial zu leben, die Jungen oder Mädchen einschlagen, auf die Kultur, soziales Umfeld, Gewohnheiten, kulturunabhängige oder -übergreifende Modi geschlechtsspezifischen Heranwachsens zurückzuführen ist, kann hier getrost undiskutiert bleiben. Jedenfalls: Es gibt keine weiblichen Helden. Pippi Langstrumpf ist kein Held, vor allem ist sie genau betrachtet auch nicht weiblich.<sup>12</sup> Nicht, weil sie nicht ist wie Annika (ein aus Kontrastgründen etwas *zu* weibliches Kind), sondern weil ein so überstarkes Mädchen, um literarisch zu befriedigen, doch etwas anders wäre als ein überstarker, aber freundlicher Junge, der aussieht wie ein Mädchen. Pippi Langstrumpf ist ein Freak, mit dem wir uns, anders als mit dem Hulk, wohlfühlen können. Jeanne d'Arc mag man ‚Heldin‘ nennen, aber sie ist keine. Sie ist eine religiös verwirrte Kriegerin, dann eine Märtyrerin (oder Hexe, je nachdem). Sie gehört nicht dem Personal an, aus dem die Helden gemacht sind. Dass man aus Frauen keine Helden in dem Sinne, um den es mir hier geht, machen kann, sieht man peinlich genau an dem Versuch, mit ‚Wonder Woman‘ eine zu erfinden. Der Mythen- und Geschichtseintopf, der in diesem Film serviert wurde, zeigt die

---

<sup>12</sup> Diesen Hinweis verdanke ich Ann Kathrin Scheerer.

schiere Verzweiflung der Drehbuch- und Regieteams vor dieser übermenschlichen Aufgabe.<sup>13</sup>

Es bleibt dabei: Heldengeschichten sind Jungsgeschichten mit dem eingebauten schalen Trost: Aus der Sache mit den Helden wird nichts, aber vielleicht wird aus euch was, und mit dem Heldengetue kriegt ihr auf Dauer doch keine Frau. (Und an die Seitenblicke, die ihr abkriegt, wenn ihr wieder mal mit halb leuchtenden, halb weinenden Augen aus einem Western kommt oder eurer Geliebten erzählt, wie es euch zumute war, als ihr von Dietrichs misslungener Brautwerbung last, habt ihr euch doch längst gewöhnt, nicht wahr?)

---

<sup>13</sup> Man müsste über Enid Blytons ‚George‘ aus den *Fünf Freunde*-Büchern nachdenken. George, eigentlich Georgina, ist ein Mädchen, das keins sein will. Sie hätte eine weibliche Gestalt sein können, die das Zeug zur Heldin hat, nebst aller sozialen Dramatik, die das für die kleine Personenkonstellation gehabt hätte, und aller Dramatik der personalen Entwicklung, die darin bestanden hätte, die Gruppe bis in die Adoleszenz zu führen. Das Abenteuer, dessen es bedurft hätte, um wirklich eine Heldin auftreten zu lassen, hat die Autorin ihren fünf Freunden erspart. Aber: ‚George‘ kann man lesen als den in der Phantasie und in der Realität des Buches in der Vorpubertät arretierten Versuch Enid Blytons, eine Heldin zu schaffen – ein realer Wunsch – vielleicht –, der sie – vielleicht – antrieb, wie eine Berserkerin Bücher zu schreiben.

# Der Mörder als Held?

## Jacques Clément als ligistischer Staatsgründungs-Held und Märtyrer-Heroe des Papsttums, 1589<sup>1</sup>

*Cornel Zwierlein*

Heinrich III. von Frankreich wurde am 1. August 1589 vom Dominikanermönch Jacques Clément ermordet. Dieser Regizid ist schon vielfach untersucht worden.<sup>2</sup> Ich lege im Folgenden den Akzent besonders auf die Bedeutungszuschreibungen und Funktionen der Heroisierung von Clément hinsichtlich der ligistischen<sup>3</sup> Konzeption von Staatlichkeit, und dies insbesondere mit Blick auf die Verhandlungen der Liga mit dem Papst und der in Rom geführten Diskussion. Das Fallbeispiel wird zu einigen verallgemeinerbaren Überlegungen zu Heroisierung und Heroismen und ihren funktionalen und zeitlichen Dimensionen in solchen politico-theologischen Kontexten führen.

### *Skizze des Kontexts*

Im Rahmen der Religionskriege zwischen Hugenotten und Katholiken in Frankreich, die 1562 ausgebrochen waren, hatte mit einem Schwureid der katholischen

---

<sup>1</sup> Eine ausführlichere Fassung dieses Textes inklusive Quellenanhängen ist auf *FreiDok*, dem digitalen Repositorium der Freiburger Universitätsbibliothek, veröffentlicht: <https://freidok.uni-freiburg.de/data/167872>. Bei der Edition der italienischen Textabschnitte dieser Langfassung ist für eine Gegenlektüre Andrea Guidi zu danken. Abkürzungen: AAV = Archivio Apostolico Vaticano; AS = Archivio di stato; BAV = Biblioteca Apostolica Vaticana; BNF = Bibliothèque Nationale de France; BU = Biblioteca Universitaria; ACDF = Archivio storico della Congregazione per la Dottrina della Fede [= Sant'Offizio]; Pallier = [Nummer des Pamphlets in der retrospektiven Bibliographie] Denis Pallier: *Recherches sur l'imprimerie à Paris pendant la Ligue (1585–1594)*, Genf 1975. Ich danke Ronald G. Asch, Cornelia Brink, Olmo Gözl und Sebastian Meurer für sukzessive Lektüredurchgänge.

<sup>2</sup> Ronald G. Asch: *Herbst des Helden. Modelle des Heroischen und heroische Lebensentwürfe in England und Frankreich von den Religionskriegen bis zum Zeitalter der Aufklärung (Helden – Heroisierungen – Heroismen 3)*, Würzburg 2016, S. 27–43; Robert J. Knecht: *Hero or Tyrant? Henry III, King of France, 1574–1589*, Aldershot 2014; Nicolas Le Roux: *Un régicide au nom de Dieu. L'assassinat Henri III.*, Paris 2006. Cornel Zwierlein: *Discorso und Lex Dei. Die Entstehung neuer Denkrahmen im 16. Jahrhundert und die Wahrnehmung der französischen Religionskriege in Italien und Deutschland*, Göttingen 2006; ders.: *The Political Thought of the French League and Rome 1585–1589. De justa populi gallici ab Henrico tertio defectione and De justa Henrici tertii abdicacione* (Jean Boucher, 1589), Genf 2016.

<sup>3</sup> Unter der Liga versteht man die seit 1576, durch Schwur seit 1585 vereinte Gruppe der ultragalikanisch-katholischen dritten Partei, die sich in den französischen Religionskriegen neben Hugenotten und der königlichen Partei herausbildete, weil dem König eine zu starke Annäherung an die calvinistischen Hugenotten vorgeworfen wurde.

Liga 1585 die letzte und besonders gewalttätige und konvulsive Phase begonnen.<sup>4</sup> Ein weiterer die Brisanz der Lage verschärfender, dynastiepolitischer Grund lag darin, dass im Frühling 1584 auch François d'Anjou (1554–1584), der letzte jüngere Bruder von Heinrich III. (1551–1589), im Alter von weniger als 30 Jahren gestorben war und Heinrich III. weiterhin kinderlos blieb. Erbfolgerechtlich rückte damit der als Häretiker verhasste Calvinist Heinrich von Navarra (1553–1610, ab 1589/1593 Heinrich IV.) als nächster Kronprätendent nach. Für die Ligisten, die nun schon in der zweiten Generation die Nähe des Throns suchten bzw. sogar die Nachfolge in der Königswürde anstrebten, war das Szenario eines calvinistischen Königturns nicht nur machtpolitisch, sondern im wörtlichen Sinne eine apokalyptische Bedrohung. Das Jahr 1588/89 wurde zum entscheidenden Kulminationspunkt.<sup>5</sup> Als am 12. Mai 1588 Heinrich II. von Guise mit Gefolge in Paris einzog und die Stadt mit Barrikaden durchzogen wurde, um alle Gegner der Guise zu vertreiben, musste der König aus Paris fliehen – eine Situation, die einst Denis Richet in eine bemerkenswerte Linie 1588–1648–1789–1968 gestellt hatte: Das verbarrikadierte Paris als wiederkehrendes Symptom und als Indikator von Epochenbrüchen.<sup>6</sup> Auf Druck der Guise musste der König dann die Generalstände in Blois 1588 einberufen, einen Schwur ablegen und das *édit d'Union* erlassen, dass als König nur ein katholischer Erbe in Frage komme, was als eine neue ‚loi fondamentale‘ für Frankreich verstanden wurde.<sup>7</sup> Es folgte der *coup d'état* Heinrichs III., der die Situation des engen Miteinanderlebens in Blois nutzte, um Herzog und Kardinal von Guise ermorden und die weiteren Führer, den Erzbischof von Avignon Pierre Épinac und den Kardinal von Lothringen, gefangen nehmen zu lassen. Die Folge war eine explosive Zuspitzung der schon vorher gegebenen Spaltung Frankreichs: In einem Welleneffekt fielen reihenweise Städte und ganze Regionen vom König ab und wandten sich der Liga zu. Das seit Mai 1588 schon zugehörige Paris wurde nun zum eigentlichen Zentralort. Die Stadt wurde intern auf der Ebene des dritten Standes von den sogenannten ‚Seize‘ regiert, den Vorständen der Viertel der Stadt, hinzu kamen die Witwen beziehungsweise Herzoginnen der Guise, Lothringens und andere Hochadlige der Liga für den zweiten Stand sowie die Sorbonne – neben den über das Land verstreuten ligatreuen Bischöfen und Kardinälen – als Vertreterin des ersten Standes. In gewisser Weise besaß dieses ‚Teil-Frankreich‘ also seine drei Partikular-Stände und musste ein eigenes rudimentäres, temporäres Verfassungsverständnis ausbilden.

Am 7. Januar 1589 erklärte die Sorbonne alle Untertanen vom Untertaneneid gelöst, den sie einst virtuell oder real auf Heinrich III. geleistet hatten. Begründet

<sup>4</sup> Überblicke: Mack P. Holt: *The French Wars of Religion, 1562–1629*, Cambridge <sup>2</sup>2007; Arlette Jouanna u. a. (Hg.): *Histoire et Dictionnaire des guerres de religion*, Paris 1998.

<sup>5</sup> Literaturüberblick zur Liga in Frankreich bei Zwierlein: *Political Thought* (Anm. 2), S. 7–11.

<sup>6</sup> Denis Richet: *De la Réforme à la Révolution. Études sur la France moderne*, Paris 1991.

<sup>7</sup> Bernard Barbiche: *Les institutions de la monarchie française à l'époque moderne*, Paris 1998, S. 30.

wurde dieser Schritt damit, dass Heinrich III. mit der in Blois vorgenommenen Tötung eines hohen Klerikers der katholischen Kirche auf jeden Fall kanonisch-rechtlich *ipso facto* und *ipso jure* exkommuniziert, häretisch und damit ein Tyrann *ex parte exercitii* geworden sei.<sup>8</sup> Die Pariser schworen dann einen neuen Eid: An sich sollte nun der Kardinal von Bourbon als Karl X. zum König erhoben werden, aber solange dieser nicht regierungsfähig war, war Charles de Mayenne als ‚lieutenant général de la couronne et du royaume de France‘ vorgesehen – ein Titel und Amt, das es so vorher noch nicht gegeben hatte. Er sollte Frankreich militärisch anführen. In den anderen Städten Frankreichs wie Rouen, Laon, Toulouse, Marseille oder Lyon folgten ähnliche Schwüre. Innerhalb und außerhalb Frankreichs begannen involvierte genauso wie zunächst nur beobachtende Politiker und Berater, sich Übersicht über die Situation zu verschaffen, indem man lange Listen von Städtenamen und damit von Regionen erstellte, für die die Zugehörigkeit zur Liga vermerkt wurde. So entstand das Bild der kompletten machtpolitischen und militärischen Spaltung des Landes: Eine Situation zunächst im nationalen Rahmen, doch breitete sich die Spaltung mit fast größerer Explosivität und höherer Geschwindigkeit als beim Großen europaweiten Schisma von 1376 aus (Abb. 1).

Es entstand eine Situation vieler möglicher Zukünfte, wie es Fabrice Micallef gezeigt hat, eine Zeit der Spekulationen und Unsicherheit, in der die komplette Spaltung Frankreichs, sogar seine Aufteilung an andere Mächte möglich erschien.<sup>9</sup> Diese Erschütterung setzte sich in ganz Europa fort, es kam zu echohaften Brechungen und Lagerbildungen in allen Nachbarländern, insbesondere in Italien, das seit den italienischen Kriegen (1494–1559) in komplexer dynastischer Verflechtung mit den unterschiedlichen Dynastien in Frankreich verbunden war (Abb. 2).

Am Papsthof selbst bildete sich entsprechend eine Zwei- bis Dreiteilung der Gruppierung, die quer zur üblichen frankophil/hispanophilen Aufspaltung stand, die in jedem Konklave der Neuzeit bei der Papstwahl sichtbar wurde.<sup>10</sup> Nun zerfiel dies noch einmal in proligistische, pro-königliche und innerhalb der pro-königlichen noch in einige weitere Untergruppen, die im Zweifel doch den protestantischen Heinrich von Navarra aus Staatsräsongründen unterstützen wollten. Papst Sixtus V. hatte im Konsistorium der Kardinäle im Januar 1589 sofort seine Empörung über die Ermordung insbesondere des Kardinals von Guise geäußert und eine

<sup>8</sup> Die Sorbonne-Entscheidung kursierte in vielen Kopien, etwa AAV Rom, Miscellanea, Armadio I, 21, f. 341r–v.

<sup>9</sup> Zwierlein: *Discorso und Lex Dei* (Anm. 2), S. 497–520; Fabrice Micallef: *Un désordre européen. La compétition internationale autour des ‚affaires de Provence‘ (1580–1598)*, Paris 2014.

<sup>10</sup> Ludwig von Pastor: *Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration*, 15 Bde., Freiburg i. Br. <sup>7</sup>1926.

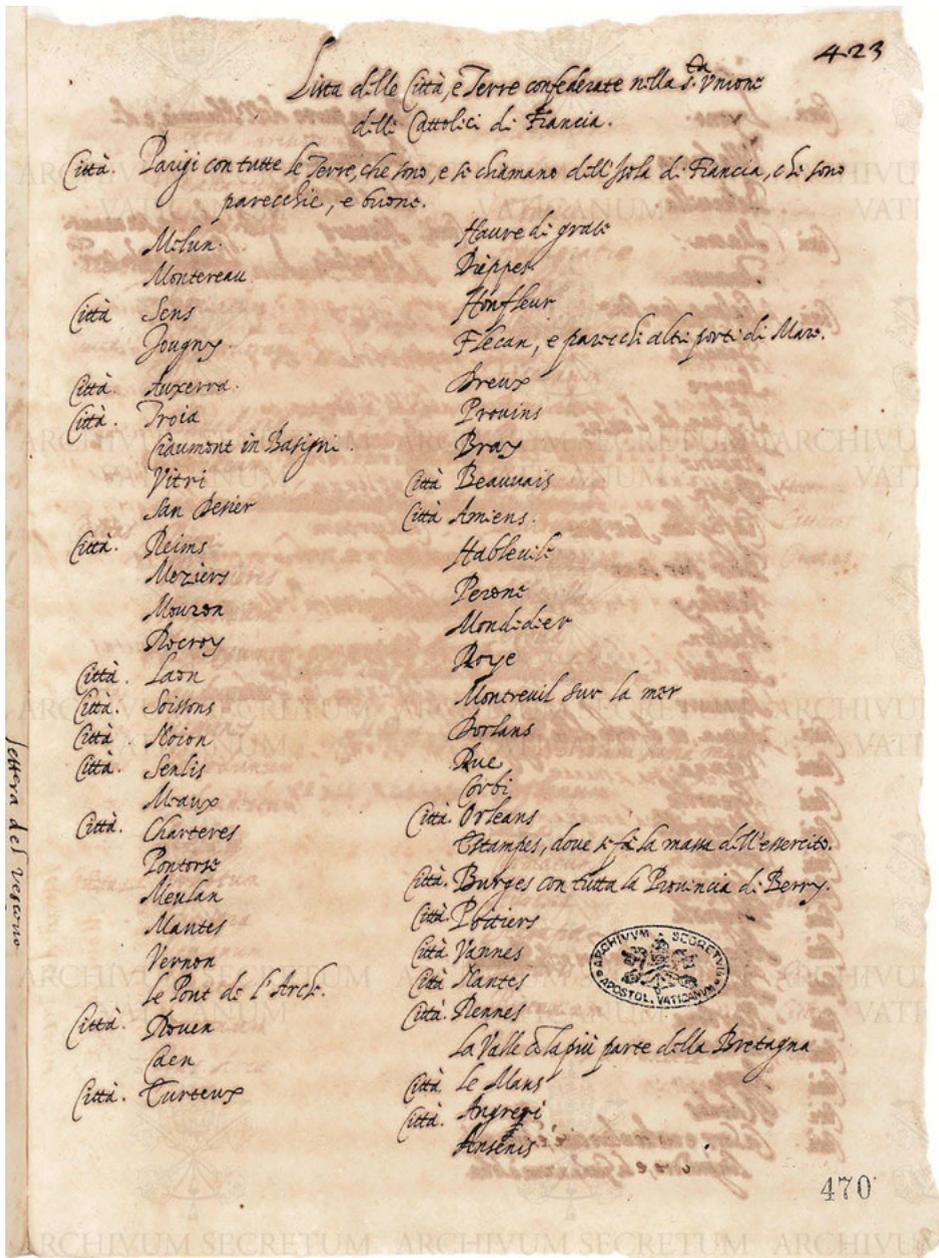


Abb. 1: Liste der Städte und Dörfer (insgesamt 89 auf dieser Liste und zu diesem Zeitpunkt), die in Frankreich der Liga zugehören („Lista delle Città, e Terre confederate nella Santa Unione delle Cattolici di Francia“), AAV Rom, Misc. Arm. I, 21, f. 470r-471v, undatiert, ca. März 1589.



eigene Sonderkongregation von Kardinälen für die französische Frage (Congregazione di Francia) eingerichtet, eine Mischung aus außenpolitischer Sondierung und Spezial-Beratung mit Blick auf Frankreich in der Krisenlage:<sup>11</sup>

[...] Schmerz drängt mich, zu Euch zu sprechen, [...] Ermordet – es wurde Ermordet – ermordet! Ein Priester, Kardinal, der Erzbischof von Reims war, ohne Prozess, ohne Urteil, ohne Gesetz [...] ohne unsere Autorisierung [...] als ob es keinen Papst gäbe [...] als ob es keinen Gott weder im Himmel noch auf der Erde gäbe [... *Als Heinrich VII. von England Thomas Beckett ermorden ließ, der nur Erzbischof von Canterbury war, habe der Papst damals einen Prozess gegen den König eingesetzt und übertrug diese Aufgabe an einige Prälaten und Kardinäle, [...] dieser Prozess wurde am päpstlichen Hof durchgeführt, und der König musste sich hier rechtfertigen und Buße tun. Als der Kaiser Theodosius – der Kaiser des ganzen Reiches und über viele Könige war, nicht nur wie Heinrich III. ein einzelner König über ein Königtum – die Thessaloniker ermordete, verwebrte ihm Ambrosius – der damals nur ein einfacher Bischof war – den Eintritt in die Kathedrale von Mailand: Der Kaiser musste Buße tun und zeigte sich bereit, nicht dem Papst, sondern sogar einem einfachen Bischof zu gehorchen.*] So setzen auch wir jetzt einige Kardinäle ein, die über diese Dinge verhandeln werden.<sup>12</sup>

Heinrich III. empfing am 1. August den Dominikanermönch Jacques Clément in seinen Privatgemächern in St. Cloud, der vorgab, ihm eine wichtige Nachricht übergeben zu wollen. Clément war zuvor durch Befragung nach seiner Herkunft, seiner Ordenszugehörigkeit und Ordination überprüft worden. Der König war nur mit zwei Mann Wache allein in seinem Gemach. Während er sich auf das Ausfalten des Briefes und das Lesen konzentrierte, zog Clément vor ihm kniend aus einem noch in seiner erhobenen Hand verbliebenen zweiten zusammengefalteten Schreiben einen verdeckten Dolch und stieß ihn dem König unter dem Bauchnabel in die Eingeweide. Einigen Berichten zufolge wäre der Dolch durch Verwendung von Schießpulver und Zwiebel-Masse zusätzlich vergiftet gewesen.<sup>13</sup> Noch mit dem Segen des sterbenden Königs wird dann der König von Navarra nach salischem Erbrecht zum Nachfolger Heinrich IV. Jedoch erst mit der Konversion 1593, der Einnahme von Paris und der Wiederaufnahme in die Kirche (*Ribenedizione*) 1595 wurde er als Throninhaber auch europaweit akzeptiert. Cléments Leiche – der Mönch wurde sofort von der Palastwache getötet – wurde post factum verurteilt und noch zusätzlich gevierteilt – im nahen Paris aber wurde alsbald der Königsmörder zum Helden-Heiligen ausgerufen, worauf später zurückzukommen ist.

<sup>11</sup> Vorsitz hatte Kardinal Giulio Antonio Santori (di Santa Severina), der zugleich Kardinalsekretär des Heiligen Uffiz, der höchsten Kongregation, war. Mitglieder waren Santi Quattro (= Giovanni Antonio Facchinetti, der spätere ligistisch gesonnene Papst Innozenz IX.), Scipione Lancellotti, Domenico Pinelli und Girolamo Mattei; Saverio Ricci: *Il sommo inquisitore. Giulio Antonio Santori tra autobiografia e storia (1532–1602)*, Rom 2002, S. 309–337.

<sup>12</sup> Rede von Sixtus V. am 9. Januar 1589 im Konsistorium, BAV Urb. lat. 868, f. 186–195 u. öfter, Übersetzung bzw. Paraphrase CZ.

<sup>13</sup> Verschiedene Berichte existieren hierzu, etwa der des Abtes Jean de Piles de Orbais an Santori, in AAV Misc. Arm. I, 22, f. 205r–207v.

Seit der öffentlichen Verkündigung der Loslösung jeden Untertans vom Gehorsamseid gegenüber dem König am 7. Januar 1589 und zumal nach der Veröffentlichung der Exkommunikationsbulle des Papstes konnte Clément im Sinne der Verfassungskonzeption der Liga und als Kirchenmitglied wie jeder andere Franzose Heinrich als einen exkommunizierten und damit vogelfreien Häretiker begreifen. Am nachdrücklichsten war diese Verfassungsvorstellung formuliert im anonym von der Sorbonne im Namen der drei Pariser Stände verfassten Manuskripttraktat *De justa populi gallici ab Henrico tertio defectione*,<sup>14</sup> der eine präzise Tyrannizid-Legitimation unter Rückgriff auf die einschlägigen Elemente bei Cicero, Thomas, Tolomei da Lucca, Gerson, John of Salisbury, und Thomas Mores Lucian enthielt. Der Traktat verknüpfte zudem die säkularen Quellenelemente der Tyrannizid-Argumentation mit der kanonischrechtlich und scholastisch gestützten Konzeption des notorischen Tyrannen-Häretikers, spezifischer noch des notorischen Sodomisten und Zelebranten von Teufelsmessen. Die Notorietät<sup>15</sup> dieser Merkmale, die Heinrich III. zum häretischen Tyrannen machten, impliziert nach ligistischem Verständnis der Sorbonne seit Januar seine Exkommunikation ohne weiteres Zutun; der König war nach diesem Verständnis schon Privatmann, der als solcher nun das französische Volk bedrohte und daher mit Gewalt abzuwehren und notfalls zu töten war. Als der Papst diesen Status des Exkommuniziert-Seins Heinrichs mit einer Bulle – aus der Sicht der Liga: lediglich – bestätigte beziehungsweise – aus seiner Sicht – überhaupt erst herbeiführte, war dementsprechend auch endgültig legitimiert, dass Henri de Valois schuld- und straffrei getötet werden durfte.

<sup>14</sup> Es sind heute noch sieben Textzeugen dieses Manuskripts der ursprünglichen, auf die prozessförmige Arbeit der Frankreichkongregation im Vorfeld des Erlasses der Exkommunikationsbulle durch Sixtus V. bezogenen kurzen Textfassung erhalten, siehe Zwierlein: *Political Thought* (Anm. 2), sowie in Zwierlein: *Der Mörder als Held*, ausführliche Fassung (Anm. 1) die Beschreibung des erst jetzt entdeckten siebten Manuskripts.

<sup>15</sup> Notorietät ist ein vor allem im kanonischen Recht entwickelter Begriff, der im Schnittbereich von Tatbestandserfassung und Beweisrecht seinen Platz hat: Wenn etwas allgemein bekannt ist – Kriterien für das Maß an Öffentlichkeit und Wahrnehmbarkeit wurden dann diskutiert –, muss es nicht mehr bewiesen werden. Johannes Teutonicus etwa unterschied zwischen der *notorietas facti, iuris* und *praesumptionis*. Für die hier einschlägige erste Variante gab er die Definition „Quod exhibet et offert se oculis omnium, id est quod ita habet facti evidentiam quod non potest negari“ (J. Ph. Lévy: *La hiérarchie des preuves dans le droit savant du Moyen-âge*, Paris 1939, S. 43); Rosalio Castillo Lara: *El concepto del ‚notorium‘ desde Joannes Teutonicus hasta el código de derecho canónico*, in: *Salesianum* 24.3, 1962, S. 403–449.

## *Römische Brechungen: Die Pluralität des Katholizismus, Diversität von Heroismen*

*Der römische Blick auf Frankreich: Appropriation und partielle Abwandlung des ligistischen Neothomismus*<sup>16</sup>

Wie man in Rom Clément genau heroisierte, lässt sich nur verstehen, wenn man die verschiedenen Formen und politisch-theologischen Ausprägungen des Katholizismus analysiert, die auf der Seite der Liga, beim Papst, bei den Hispanophilen und bei jenen Politikern und Territorien in Italien vorherrschten, welche in dieser Lage eher neutral zu bleiben versuchten. Wenn, überspitzt formuliert, Clément zu einem Staatsgründungs-Helden der Liga wurde, konnte er für das Papsttum aufgrund des Universalismus-Anspruchs nur zu einem gewissen Grad diese Funktion erfüllen. Genau diese nur partielle Konvergenz der ligistischen und päpstlichen Positionen wurde im Verlauf des Jahres 1589 entscheidend. Dahinter stehen politico-theologische Konzepte, die in der Historiographie oft wenig beachtet werden. Es geht damit nicht um schlichte fundamentalistisch-religiöse Eruptionen von Gewalt, sondern der ‚Held‘ Clément stand in verschiedenen prismatischen Brechungen für die Aushandlung zwischen einem radikalisiert-gallikanistischen Staatswesen, einer papalistischen Option und einem promonarchisch-traditionellen Frankreich, das aber erst mit der Konversion Heinrichs IV. möglich wurde, und für welches Clément selbstverständlich der Anti-Held sein musste.

Die Gefahren der ligistischen Eigenmächtigkeit wurden durchaus auch funktional analysiert. Scharfsinnige politische Analysen wie im anonymen *Discorso che sia bene per lo pontefice et per gli altri Principi d'Italia consentire la corona di Francia al Re di Navarra*, geschrieben unmittelbar nach Eintreffen der Botschaft von der Tötung Heinrichs III., suggerierten, dass auf Seiten der Liga Tendenzen bestünden, wie in der Ostkirche einen quasi autokephalen Patriarchen von Frankreich einzusetzen.

<sup>16</sup> Unter ‚Neothomismus‘ versteht man in einem breiten Strang der Politiktheoriegeschichte die Denkweise und Methode insbesondere der spanischen Spätscholastiker (Vitoria, Soto u. a.) sowie die in Rom und in ganz Europa einflussreichen vor allem (aber nicht ausschließlich) jesuitischen Autoren wie Bellarmin, die oft, aber nicht immer die mittelalterlichen scholastischen Kommentarwerke des Thomas von Aquin aus der Zeit um 1300 zum Ausgangspunkt neuer Kommentartätigkeit machten, in jedem Fall aber bei ihrer Systembildung (in Traktaten vom Typ *De justitia et jure* etwa) stark auf Thomas, seinen Werken und mittelalterlichen Fortschreibern aufbauten. Die französischen Ligisten werden oft in diesem Zusammenhang übersehen, weil sie eher als politische Stoßgruppe wirkten und ihre Theoriebildung sich weniger akademisch-universitär in großen Kompendien entfaltete, sondern auf das Tagesgeschäft der Handlungslegitimation ausgerichtet war. Wie hier und andernorts aber gezeigt wurde, ist ihr gedanklicher Ausgangspunkt eben eine Spielart des Neothomismus. Aus der Fülle der Literatur im Allgemeinen hierzu nur Annabel S. Brett: *Liberty, Right and Nature. Individual Rights in Later Scholastic Thought*, Cambridge 2003, die die entsprechende Epochenabfolge (Humanistische/Spätscholastische Theoriebildung) bei Quentin Skinner auf breitere Quellengrundlage gestellt hat, sowie etwa Wim Decock: *Theologians and Contract Law*, Leiden 2013.

Damit stünde – so katholisch die Ligisten seien – hier ein neues abendländisches Schisma am Horizont, wenn nämlich der Papst als Letztentscheidungsinstanz über Exkommunikation und Herrschaftstransfer nicht anerkannt werden sollte.<sup>17</sup> Solche handschriftlich verfassten, meist nicht gedruckten, aber rasch in Kopie vervielfältigten und zirkulierenden Texte formierten 1585–1595 eine ganz eigene Semi-Öffentlichkeit in Rom, auch aufgrund einer ganzen Serie von Sedisvakanz und neuer Konklaven nach dem Tod Sixtus V. mit einer bis dahin kaum gesehenen Anzahl von Kardinälen und ihrer *familiari* in Rom (Abb. 3).

Eingebettet in eine solche vor allem auf handschriftlichen Gutachten, Berichten und Stellungnahmen beruhenden Semi-Öffentlichkeit arbeitete die Frankreich-Kongregation mit großem Eifer an der päpstlichen Entscheidung, wie der Regizid zu behandeln sei. Hierzu ließ sie zwischen Januar und Mai 1589 tief in den Archiven des Vatikan nachforschen und schaffte viel Quellen- und Verweismaterial für die Begründung des Monitoriums herbei.

Die Kurie griff, allerdings unter dem Vorzeichen einer neuen Bellarminischen Theologie, auf die Exkommunikationspraxis des Kriegerpapstes Julius II. vom Anfang des 16. Jahrhunderts zurück. Man erließ keine so gewichtige Bulle wie ein Exkommunikations-Monitorium gegen den französischen König, ohne sich bis ins Mittelalter hinein über Präzedenzkonflikte zu informieren und der zuvor gebrauchten Muster und Formen zu erinnern. Die teilweise von der Hand des Großinquisitors Santori verfasste Skizze *Contra Henricum III Francorum Regem, seu summarium criminum, quae illi imponentur et de absolutione praesentata, quod illi non suffragetur 1589* bot dann eine erste Zusammenstellung der vorgebrachten Delikt-Tatbestandsmerkmale von Heinrich III. als Tyrann-Häretiker und lieferte materiell-rechtlich die Legitimationsgrundlage für seine Exkommunikation durch Sixtus V. In diesen Zeilen wird insbesondere auf die berühmte Extravagante Innozenz IV. aus der Zeit des Konzils von Lyon Bezug genommen, deren Text in Paris sogar als Einzel-Pamphlet kursierte, sowie auf die speziell für das Verhältnis des Papstes zum König einschlägige Bulle *In Coena Domini*.<sup>18</sup> Durch die Tötung der Prälaten und insbesondere des Kardinals hatte sich Santori zufolge der König des Majestätsverbrechens am Papst schuldig gemacht – nicht nur allgemein und vage

<sup>17</sup> BAV Urb.lat. 868, 500v–501r, 530v–531r; zu einer ebenfalls zirkulierenden Gegenschrift Cornel Zwierlein: Un ‚Momento Machiavelliano‘ della politica estera papale: combinare *Potestas indirecta* e *Ragion di stato* (1589–1595), in: Andrea Guidi (Hg.): Niccolò Machiavelli. Dai ‚castellucci‘ di San Casciano alla comunicazione politica contemporanea, Manziana 2019, S. 143–160.

<sup>18</sup> Constitution du Pape Innocent Quatriesme faite au Concile general de Lyon, en la presence du Roy S. Loys & de la Noblesse de France, il y a pres de trois cents cinquante ans; contre ceux qui font assassiner qu’elqu’un, Paris 1589 (= Pallier 472: Dies ist ein französisch-lateinischer Abdruck von *Liber Sextus V*, 4, 1 = Friedberg II, 1080). Zur Bulle *In coena domini* (15. April 1568): M. C. Giannini: Tra politica, fiscalità e religione: Filippo II di Spagna e la pubblicazione della bolla *In Coena Domini* (1567–1570), in: *Annali dell’Istituto storico italo-germanico in Trento* 23, Trent 1997, S. 83–152.

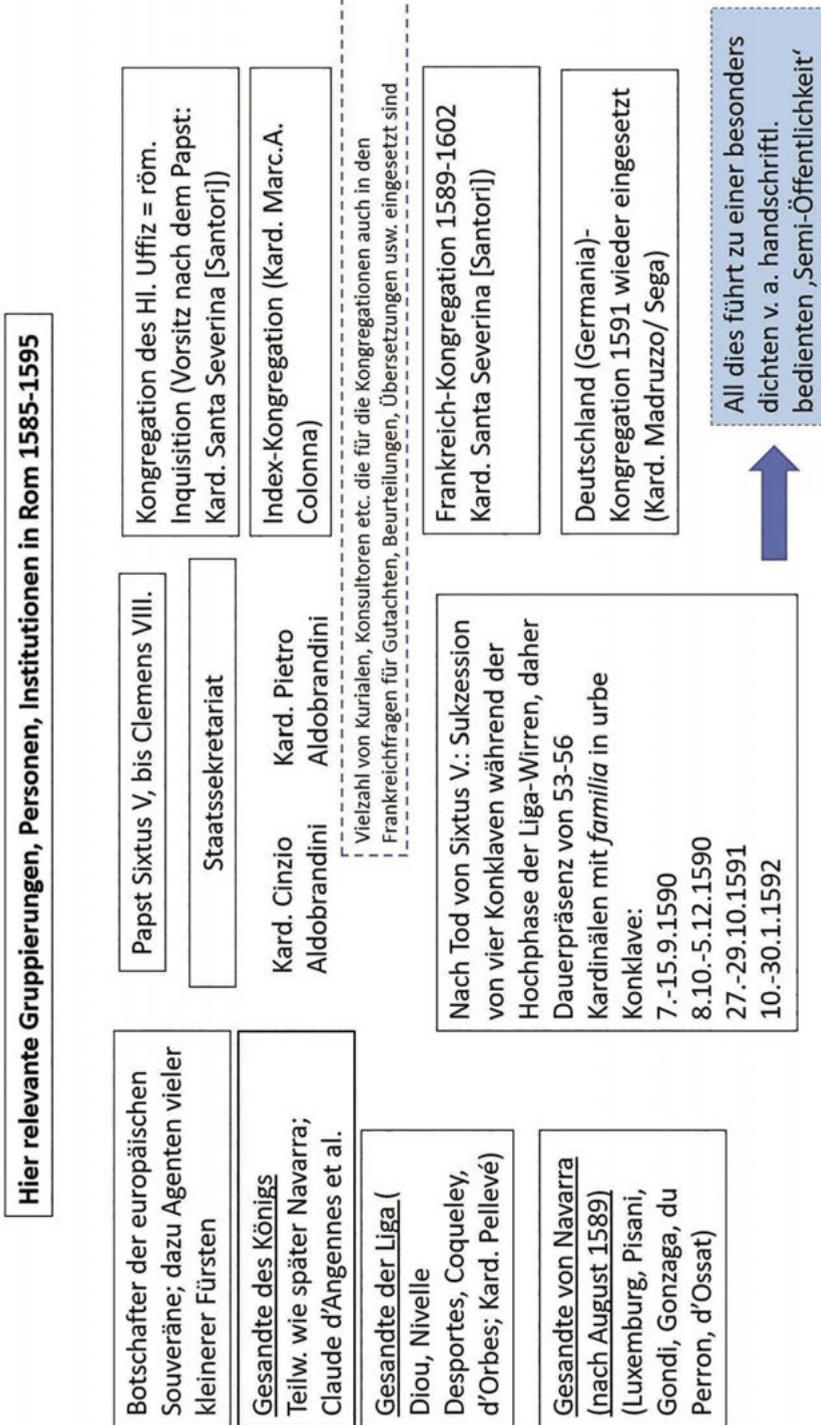


Abb. 3: Relevante Gruppierungen, Personen, Institutionen in Rom (1585–1595).

des Delikts der schwerer belegbaren Häresie, Zauberei. Nach dem *canon* „Felicis“<sup>19</sup> war die Tötung eines Kardinals ein direkter Angriff auf den Papst selbst, da er zum engsten Berater- und Herrschaftskreis des Papstes und damit des Hauptes des Kirchenkörpers gehörte.<sup>20</sup> Um das Jurisdiktionsrecht geht es mit der Begründung, dass, „wer niemanden höheren über sich als Herrscher anerkennt, dann vom Papst zu richten ist“. Zentral ist hier der Rückgriff auf die berühmte Bulle *Unam sanctam*, in der Bonifaz VIII. den höchsten Herrschafts-Suprematieanspruch des Papsttums formuliert hatte.<sup>21</sup>

Nach der Ermordung Heinrichs III. ging es dann hinsichtlich des ja schon zweimal (1572, 1585) exkommunizierten Heinrich IV. um die gleiche Frage, ob und an wen das Reich vom Papst zu übertragen sei. Die Frankreich-Kongregation arbeitete hier einfach weiter mit dem gleichen Material.<sup>22</sup>

So fertigte Kardinal Facchinetti (Titularkirche ‚Santa Quattro‘), der zukünftige Papst Innozenz IX., als Mitglied der Frankreich-Kongregation für den noch amtierenden Sixtus nur gut einen Monat vor dessen Tod am 30. Juli 1590 ein Gutachten zur Nachfolgefrage in Frankreich nach Heinrichs III. Ermordung an. Hiernach musste der Papst als Vertreter Christi für die Administration des Königreiches Vorsehung treffen und letztlich einen neuen König einsetzen, wenn eine sonst nicht zu bewältigende Ausnahmesituation vorlag: Als solche wird der akute Fall ausgewiesen, dass in einem Königreich, das keinen Oberen (d. h. Feudalherrn, also nicht den Kaiser) anerkannte, der Thron vakant und kein legitimer Nachfolger in Sicht war, beziehungsweise, wenn das Volk entweder rechtens oder wegen Kriegswirren faktisch daran gehindert war, sich im sonst gemäßen Weg der Wahl durch die drei Stände einen neuen König zu wählen. Der Papst könne bei der Einsetzung eines Königs handeln, wie er wolle, solange die Mehrheit des Volkes des Königreiches zustimme und dies zur Erhaltung des katholischen Friedens notwendig sei. Facchinetti berief sich hierfür explizit auf Francisco Vitoria und Martín Azpilcueta, wie er betont, gerade weil „bei allen bekannt ist, dass sie an sich der Autorität des

<sup>19</sup> Corpus iuris canonici, Liber Sextus, V, 9, 4.

<sup>20</sup> Ähnlich der Einbezug der Kurfürsten in den Schutz des Kaisers nach den römischrechtlichen Vorschriften des *crimen laesae maiestatis* nach Kap. 24 der Metzger Gesetze (25. Dezember 1356), die der Erweiterung der Goldenen Bulle dienten, Cod. Just. IX, 8, 5, Cornel Zwielerlein: Scipione and Alberico Gentili on Conspiracies around 1600: Tacitean Views on the *crimen laesae maiestatis*, in: Vincenzo Lavenia (Hg.): Alberico e Scipione Gentili nell’Europa di ieri e di oggi. Reti di relazioni e cultura politica, Macerata 2018, S. 49–89, hier S. 71–72.

<sup>21</sup> „Secundo, quia cum nullum recognoscat superiorem, a Papa est iudicandus, cap Duo sunt xcvi distinct [Dist. 96 c. 10] cap Omnes Principes [Decr. Greg. IX, lib. I, tit. 33, c. 4] cap Solitae de maior et obed. citato [Decr. Greg. IX, lib. I, tit. 33, c. 6] cap Nouit de iudic [Decr. Greg. IX, lib. II, tit. 1, c. 13] (ubi de Rege Franciae) et cap Vnam sanctam in Extrauagantibus communibus de maior. et obeden [Extrav. comm. I, 8, 1]“ (AAV Misc. Arm. I, 26, f. 376v.).

<sup>22</sup> AAV, Misc. Arm. I, 26, etwa fol. 14r–v (Ragioni di S. Chiesa sopra il Regno di Francia) und Lancellottis Gutachten: Quam Jurisdi[c]tionem habeat Ro. Pontifex in electione regis Galliarum, ebd., f. 16–23.

Papstes [d. h. hinsichtlich seiner besonderer Machtfülle] nicht gewogen s[eien], [sc., sondern ja Autoren s[eien], die diese Machtfülle gerade immer zu beschränken und zurückzudrängen suchten]“, aber auch diese würden in einer solchen Situation dem Papst die Prärogative und Handlungsmacht subsidiär zugestehen, und also gelte *a fortiori*, dass es keinen Zweifel an der Handlungsgewalt des Papstes gebe:

Vacante Regno nullum recognoscente superiorem, si nullus existat legitimus successor vel populus impeditus sit via iuris vel facti sibi Regem eligere, tunc Papa vt Christi vicarius debet de rege seu de administratione Regni prouidere, ita Ostiensis in c. licet ex suscepto col. v. n. 6 vers. *Tu vero*<sup>23</sup> [...] si vero populus impedimento iuris, vel quia sit haereticus, vel si via facti propter discordias et impedimenta non posset ad electionem peruenire, tunc ex ijs quae supra scripta sunt, constat ad Papae prouisionem recurrendum esse. Non omittendum est quod in constituendo Rege Papa poterit quicquid voluerit, dummodo populus Regni vel maior pars consentiat, et id pro conseruanda fide Catholica necessariam fuerit, vt concludunt quae doctissime scribit Victor de ciuil. potest. q. 1 conclus 2<sup>24</sup> et Nauar in c. Nouit in 3 notab n. 168 cum duobus seqq vers. LXVI et LXVII<sup>25</sup> [...] *Adduco autem Victoriam et Nauarram quia apud omnes constat eos auctoritati Pontificis non fauuisse, sed id tantum tribuisse quod negare non potuerunt* [Hervorhebung CZ].<sup>26</sup>

Ein solcher Rückgriff auf Francisco Vitoria, Domingo de Soto und Bañez wäre in den 1570ern und noch 1586 nicht möglich gewesen, als Schriften dieser verdächtigen Autoren zum Teil zensiert wurden, weil sie Positionen der starken Papstmachtminderung, der rigiden Trennung weltlicher und geistlicher Kompetenzen sowie konziliaristische Positionen vertraten oder tradierten. Im Ergebnis führte dies zu zwei äquifunktionalen päpstlichen Argumentationen. Ob man wie Santori noch auf die stärkste papalistische Position des Mittelalters (Bonifaz VIII.) oder auf die Position der Salamanca-Schule zurückgriff, die im Katholizismus der Neuzeit der Trennung von weltlicher und geistlicher Gewalt am meisten Raum gab, war im Ergebnis unwichtig:<sup>27</sup> Die Vertreter der Frankreich-Kongregation wollten diese päpstliche Handlungsprärogative 1589/90 argumentativ ‚wasserdicht‘ machen.

<sup>23</sup> Hervorhebung im Original. Kommentar von Hostiensis zu Decr. Greg. IX, lib. II, tit. 2, c. 10: Henrici de Segusio Cardinalis Hostiensis: In Secundum Decretalium librum Commentaria, Venedig 1581, f. 12v: im Fall des *imperium vacans* oder der Vernachlässigung der Herrschaft folgt der Papst nach.

<sup>24</sup> Vitoria reflektiert an dieser Stelle zunächst nur über das Recht der Mehrheit, in einem Reich über die Minderheit zu bestimmen (*maior pars*), Francisco Vitoria: Relectiones theologicae tredecim partibus per varias sectiones in duos libros diuisae, Lyon 1586, S. 112–114. Das päpstliche Eingriffsrecht im Notfall ist eigentlich eher in der *Relectio prior de potestate Ecclesiae*, quaestio 6, quinta propositio, octava propositio, n. 12 (ebd., S. 41–42 und S. 45) ausgeführt.

<sup>25</sup> Martín de Azpilcueta: Relectio c. Novit de Iudiciis non minus sublimis quam celebris, pronunciata An. MDXLVIII [...], Rom 1575, S. 95–99, hier S. 97.

<sup>26</sup> AAV, Misc. Arm. I, 26, f. 24–25.

<sup>27</sup> Für eine Gegenüberstellung der Idealtypen möglicher Verhältnisse von weltlicher und geistlicher Gewalt, wie sie seit den *De potestate papae et imperatoris*-Traktaten des Mittelalters in der Frühen Neuzeit diskutiert wurden, vgl. Cornel Zwierlein: Politische Theorie und Herrschaft in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2020, S. 70.

Gerade mit der letzten Argumentationslinie und im Zuge der Annäherung des Papsttums an die Liga 1589–1592 folgten aber dann wichtige Entscheidungsträger der Kurie Teilen der ultragallikanisch-ligistischen Position, wie sie der Manuskript-Traktat *De defectione* schon im April 1589 formuliert hatte, gleichsam das Verfassungsdokument der Liga. *De defectione* – ob dem einzelnen Theologen Jean Boucher oder der Sorbonne als Kollektivautor zuzuschreiben – sprach allerdings auch der weltlichen Gewalt, also dem Generallieutenant der Krone Mayenne, den Seize, den Städten und den Adligen, unmittelbar eigenes Handlungsrecht zu, im Zweifel ganz ohne päpstliches Eingreifen. Eben dieses eigene Handlungsrecht hatte Jacques Clément in radikalster Weise ausgeübt.

Aus der Perspektive der Ligisten war Jacques Clément ein im Notrecht ermächtigtes Exekutivorgan der weltlichen republikanischen Gewalt der Liga, aus der Perspektive des Papstes konvergierte dies mit dem göttlichen Recht, das die geistliche Gewalt des nun unterstützenden und exkommunizierenden Papstes ausübte. Diese Konvergenz verschiedener politischer Theologien Ende 1589/90 am Papsthof wie in französischen ligistischen Kreisen führte zu einer Umgestaltung des semantischen Gesamtkontextes und determinierte damit die Konkretisierung dessen, was an Jacques Clément als ‚heldenhaft‘ erkannt und gefeiert werden konnte, changierend zwischen republikanischen (*potestas saecularis*) und göttlich-instrumentalen Rahmungen (*potestas ecclesiastica/papae*).

### *Clément: Reichweiten und Grenzen der Semantik des Märtyrer-Heroentums*

Die frühesten Nachrichten über die Tötung Heinrichs III. erreichten Rom nahezu gleichzeitig über Agenten von Lothringen, Toskana und den Nuntius, wie insbesondere die ständig die Funktion unserer heutigen Zeitungen erfüllenden ‚avvisi‘ – also Nachrichten-Schreiber (23. August 1589) – relativ präzise notieren. In Santoris Papieren der Kongregation wurde exakt festgehalten, dass die von Lothringen am 7. August losgeschickte Nachricht als erste angekommen sei,<sup>28</sup> obwohl der Herzog von Mayenne mit Briefen schon vom 3. August ebenfalls Nachrichten geschickt hatte, die aber erst später anlangten. Darin wurde schon Cléments göttliche Inspiration erwähnt („hauendo una notte hauuto inspiratione di andare ad uccidere il Re di Francia”).<sup>29</sup> Dies war weder im Originaltext der lothringischen Nachricht noch im Brief des ligistischen Agenten Abbé d’Orbais vom 3. August 1589,<sup>30</sup> der in ligistischer Mission zwischen Rom und Paris hin- und herreiste, der Fall.

In einer Sitzung des päpstlichen Gerichts der Segnatura begrüßte Sixtus V. die Mordtat Cléments nachdrücklich und interpretierte sie als Erfüllung seines eige-

<sup>28</sup> Primo auiso della morte del Re venuto in Roma da Lorena, AAV Misc. Arm. I, 22, f. 200r–201r.

<sup>29</sup> Avviso di Roma, 23. August 1589, BAV Urb.lat. 1057, f. 549r–551r, hier 549r.

<sup>30</sup> Copia d’una lettera dell’Abbate d’Orbais Di Parigi alli iij di Agosto, AAV Misc. Arm. I, 21, f. 205r–207v.

nen Exkommunikationsbannstrahls durch die Hand Gottes.<sup>31</sup> Zwar hielt er noch lange Distanz zu den ligistischen Vertretern in Rom im Versuch, die Balance zwischen den Positionen zu wahren, doch wurde die Atmosphäre in der Semi-Öffentlichkeit nun erhitzt und glich einer Kalten-Kriegs-Situation gegenüber dem ‚heißen Krieg‘ in Frankreich: Vertreter nahezu pronavaristischer Positionen riskierten ihr Leben, selbst wenn sie, wie der Agent von Charles Gonzague-Nevers, Camillo Volta, innerhalb des diplomatischen Korps immerhin einen nachgeordneten Rang einnahmen.<sup>32</sup>

Sixtus V. verbot ausdrücklich jede Form von Essequien, offiziellen Messfeiern für Heinrich III. in Rom, und seine Nachfolger bis Clemens VIII. folgten diesem Beispiel: Heinrich III. wurde als exkommuniziert betrachtet. Bei der ersten folgenden Heiligenfeier des Heiligen Ludwig in der Patronatskirche der Franzosen in Rom wurde eigens nur das Bild des Heiligen, aber nicht die sonst übliche Verschränkung mit den königlichen Insignien ausgestellt. Ob man Charles de Bourbon offiziell in Rom als Karl X. und in diesem Sinne als König anerkennen sollte, blieb ungeklärt und man beschied sich mit dem mittelalterlichen Heiligen.<sup>33</sup> Erst 1597 sollte Heinrich III. wieder in die Reihe der christlichen Monarchen Frankreichs aufgenommen werden, nachdem die Witwe einen eigenen kanonischen Prozess angestrengt hatte, bei dem die Sterbesituation unter Verhör der beteiligten Personen empirisch neu erforscht wurde. Fortan durften wieder Seelenmessen für ihn abgehalten werden.<sup>34</sup>

Für unsere Frage ist das insofern bedeutsam, als man hiervon eine deutliche normative Grenze für den italienisch-römischen Bereich der Zeitdimensionen des kollektiven Gedächtnisses ableiten kann: Mit diesen Verboten und Geboten päpstlicherseits waren Wertungsrahmen vorgegeben für die Frage der möglichen und nicht möglichen Formen öffentlicher Heroisierbarkeit. Ähnlich lange war auch grundsätzlich Clément noch offiziell als ‚Märtyrer-Held‘ in Rom verehrbar, danach nur noch von den quasi-separatistischen, exilierten Führern der Liga, die sich bis in die 1630er in den südlichen Niederlanden und andernorts aufhielten.<sup>35</sup>

Die symbolische Wertigkeit und Heroisierbarkeit von Heinrich III. oder Jacques Clément verhielten sich gleichsam wie zwei inhomogene Flüssigkeiten in kommunizierenden Röhren zueinander, die in der schon charakterisierten Semi-Öffentlichkeit um Validität, Akzeptanz und Aktivierbarkeitsmöglichkeit konkurrierten: je mehr sich die Waagschale politico-theologisch in Richtung auf Konzilianz und Befriedung neigte, umso eher trat Clément wieder in den Hintergrund; je

<sup>31</sup> Avviso, Rom 30. August 1589, BAV Urb.lat. 1057, f. 564r.

<sup>32</sup> Hierzu Zwierlein: Der Mörder als Held, ausführliche Fassung (Anm. 1).

<sup>33</sup> Avviso Rom, 26. August 1589, BAV Urb.lat. 1057, f. 553r.

<sup>34</sup> Processus super obitum Clarissimae memoriae Henrici Regis Christianissimi Francorum et Poloniae Regis, AAV Fondo Borghese III 75 (19. August 1596 – 7. Januar 1597), f. 1–15, dazu die Testimonia bis f. 21v.

<sup>35</sup> Robert Descimon / José Javier Ruiz Ibáñez: Les Ligeurs de l'exil. Le refuge catholique français après 1594, Seyssel 2005.

mehr sie sich in die Richtung einer verspürten Notwendigkeit neigte, den Katholizismus bis aufs Letzte zu verteidigen und Frankreich nicht der Häresie preiszugeben, umso eher wurde Heinrich III. auch in Rom als häretischer Tyrann zum Verräter an der heiligen Sache und Clément zum Vollstrecker des göttlich-päpstlichen Urteils.

Die in Italien und Rom spätestens ab September 1589 zirkulierenden lateinischen, französischen und italienischen Kurzgedichte auf die französische Krisensituation spiegeln die verschiedenen Positionen in Italien mit Bezug auf die Heroenfiguren.<sup>36</sup> Ein relativ langes, teilweise satirisches Gedicht, *Testamento della Lega di Francia*, zeichnet aus antiligistischer Perspektive den Aufstieg dieser „Tochter aus schrecklichen Abgründen, dunklem und blindem Ort irgendwo zwischen den Alpen und dem Apennin“ nach, quasi ein Monster, dem Städte, Dörfer und Schlösser ihre Tore in ihrem Gang durch Frankreich öffneten, das so zerrissen wurde. Hier ist „l'inuito Borbono“, der unbesiegte Held Heinrich IV., die einzige Lichtgestalt, die diese furienähnliche Ausgeburt aufzuhalten vermag, deren Handlungen mit einer Sprache gekennzeichnet werden, die im Italien der letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts deutlich auf machiavellistische Politik („proprio interesse“, „artificio sottile“, „inventioni“, „pratiche“, „segreti“) verweist. Die sterbende Union und Liga kann in ihrem Testament nur die absolute Kontrafaktur guter Herrschaft und Ordnung vermachen, dem französischen Volk, dem Papst und anderen Empfängern nur Rebellion, Zerstörung, Verrat, Pseudo-Reiche vererben.

Jener Dame nun, die voll frohen Mutes den Namen Montpensier<sup>37</sup> trägt, und die nie zögerte mir [der katholischen Liga] zu gehorchen, lasse ich diesen unseligen eisernen Dolch, den mir einst der Mönch Clément überließ, aus jenem ewig schädlichen Orden.<sup>38</sup>

Die Verachtung der Liga für den Papst wird deutlich, wenn die Asche der verbrannten päpstlichen Bullen dem Legaten – gemeint ist Enrico Caetani – als letztes Geschenk der sterbenden Liga vermacht werden; der Legat möge sich dann auf einem Eselsrücken zurück nach Rom begeben.

<sup>36</sup> Etwa „Nella morte d'Henrico 3.º Re di Francia“, Dichtung von Ottavio Rinuccini aus den Papieren von Latino Latini, BAV Vat.lat. 6246, f. 230r-v.

<sup>37</sup> Gemeint: die Tochter von François de Lorraine, Duc de Guise und Anna d'Este, Catherine de Lorraine, Duchesse de Montpensier.

<sup>38</sup> “A quella Dama poi, che si gagliarda  
D'animo porta il nom'di Mompensiero,  
Che in obbedirmi non fu già mai tarda,  
Io lascio quel coltello iniquo, e fero,  
Che mi lasciò già il Monaco Clemente,  
Dell'Ordin'suo perpetuo vituperso.” *Testamento della Lega di Francia*, BAV Vat.lat. 6246, f. 213–217v (kopiert vom Index-Konsultor und Zuarbeiter Santoris Latino Latini). Zur Fischart-Übersetzung des Bourgoing-Pamphlets, in welcher der Dominikanermönch als ewiger Wiederkehrer (Mörder Heinrichs VII. 1313, Mörder Heinrichs III. 1589) stilisiert wird vgl. Zwierlein: *Discorso und Lex Dei* (Anm. 2), S. 770–772.

Demgegenüber werden in liganahen italienischen Texten und Dichtungen die Guise mit allen Mitteln heroisiert und Clément wird als einfacher Mönch vorgestellt,<sup>39</sup> dessen entschlossene Handlung zum Staunen aller mit einem kleinen Küchenmesser statt mit großen Säbeln und Schwertern die dynastische Linie von Jahrhunderten durchtrennt. Seine geringe Bildung gereicht ihm zu edler Einfachheit und frommer Geradlinigkeit. Mit seiner Tat setzte er sich selbst dem Tod aus. Er wird unter die „Heroi“ gezählt („nominato fra gli Heroi“), er steigt zu Ruhm und Ehren nicht hier, sondern im Himmel auf, und ist mit dem altrömischen Curtius zu vergleichen, der sich freiwillig in den Rachen der Erde stürzte, um seine Republik und das Vaterland vor dem Zorn der Götter zu retten. Märtyrer-Qualitäten werden hier mit der humanistischen Revitalisierung des republikanischen *pro patria mori* gemischt. Ähnlich stilisiert sich in neulateinischen Dichtungen, die handschriftlich in der Halböffentlichkeit der häufig kopierten und verschickten Discorsi und Texte kursierten, der dichtende Überbringer der Nachricht vom Tod des Königs als Marathonläufer, der sterbend die Nachricht des ruhmreichen Siegs überbringt. Clément wird als Kämpfer für das von vielen tausend Kriegern bedrohte Frankreich gerühmt, der im Bewusstsein, selbst sein Leben hinzugeben („conscius mori“), die Tat vollbrachte und somit „gloria“ und „virtus“ bewiesen habe: Auch hier also jene Mischung aus römisch-republikanischen Tugenden, palimpsesthafte auf die ciceronische Hochschätzung des Tyrannizids verweisend,<sup>40</sup> und nun dem Märtyrer-Helden Clément zugeschrieben.<sup>41</sup> Dass der Märtyrer-Heroe hierbei durchaus auch täuschend vorging („Finge Grande Humiltate e Gran clemenza“), erscheint den prolignistischen Katholiken nicht nachteilig. Und in der Tat, auch in der zeitgenössischen moraltheologischen Erörterung, etwa bei Bellarmin, werden jene alttestamentarischen Exempel explizit gegen Calvin als göttliches Recht für legitim erachtet, in denen auch Ahab und Eglon als geschickt simulierende, lockende und dann brutal effektiv handelnde Königsmörder dargestellt werden. Der Tyrannizid wird hier der *sedes materiae* nach nämlich in seinen *Controversiae* nicht im Rahmen des Traktats zur *potestas papae* (und *civilis*) des ersten Bandes (1586) beim Topos vom Widerstandsrechts behandelt, wie man vermuten könnte, sondern erst in der 1593 veröffentlichten Fortsetzung bei der Erörterung von Extremformen des Problems von Lüge und Täuschung als Sünde.<sup>42</sup> Aber eine Täuschung (wie hier die vorgetäuschte Unterwürfigkeit und

<sup>39</sup> Vgl. Zwierlein: Der Mörder als Held, ausführliche Fassung (Anm. 1), Anhang III.

<sup>40</sup> Mario Tuchetti: Tyrannie et tyrannicide de l'Antiquité à nos jours, Paris <sup>2</sup>2013 und Zwierlein: Political Thought (Anm. 2), S. 214–215 und passim speziell für die Ligisten.

<sup>41</sup> Jacobo Clementis ordinis praedicatorum fratri qui Henricum Galliae Regem interfecit, Misc. Arm. II, 98, 319r: „Jacobe / qui conscius mori inter armas spiritum, / Circumdatur pugnantium tot millibus, / Eripuisti Regi Francorum perdito / Dumque manu Regia quoque cadis, gloria / virtutis arduae, tum fama nominis, / tum laus facinoris ubique personans, / Pulcherrimam uitam recondund artibus.“

<sup>42</sup> Robert Bellarmino: Disputationum de Controversiis Christianae Fidei, Bd. 3, Rom 1593, S. 175–176 (Kap. XIII).

Gehorsamkeit Cléments gegenüber Heinrich III. nur mit dem Zweck, ihn heimtückisch zu ermorden) ist nicht sündhaft und nicht kanonischrechtlich strafbar, wenn sie dem übergeordneten göttlichen Ziel dient. Derselbe Bellarmin, der dies 1593 argumentativ filigran ausbuchstabierte, hatte im Oktober 1589 mit dem Kardinallegaten Enrico Caetani die große Legation ins belagerte Paris begleitet, war also kein Schreibtischgelehrter, sondern seit der antinavarristischen Debatte gegen Hotmans *Brutum fulmen* 1585 in die französischen Fragen intimst eingearbeitet.<sup>43</sup> Die Legation Caetanis in das aus päpstlicher Sicht nun königslose Frankreich war nach der Einsetzung der Frankreich-Kongregation und dem Monitorium der nächste unmittelbare Eingriff des Papstes in die Kriegssituation und somit ein Agieren im Modus der *potestas indirecta*, wie sie theoretisch von demselben Bellarmin in Radikalisierung der Salamanca-Lehren entwickelt worden war.<sup>44</sup>

Vor diesem Hintergrund ist ein Blick in die intime Reisekanzlei Caetanis hilfreich, die in drei Bänden in der Biblioteca universitaria von Bologna überliefert ist.<sup>45</sup> Neben den für die Geheimcodierung nötigen Chiffren, dem Ausgangsregister der innerhalb Frankreichs von Caetani verschickten Briefe und den Instruktionen von Sixtus findet sich auch ein sonst nicht überlieferter emphatischer Text, der Cléments Tat, seine devote und fromme Vorbereitung auf den Königsmord, seine göttliche Inspiration in einem detailreich ausgeschmückten Narrativ enthält. Caetani als der päpstliche Arm, der die *translatio regni* vornehmen sollte, die auch die Ligisten, die Sorbonne und Boucher in *De justa Henrici tertii abdicatione* stets anzielten, konnte sich hier am Heldentum des göttlich inspirierten Königsmörders ein devotionsanregendes Vorbild nehmen. Die Vakanz des Thrones, die gouvernementale Leerstelle, die als Plattform für das legitime Eingreifen des Papstes in die sonst der weltlichen Macht vorbehaltenen Angelegenheiten nötig war, wurde hier besonders genau narrativ vermessen. Durch die Heroisierung der Tat und des Täters wurde die nötige Legitimität des Eingreifens verdeutlicht angesichts einer der brisantesten politischen Situationen im europäischen Staatensystem des 16. und 17. Jahrhunderts überhaupt. Heroisierung als narrativ-legitimatischer Akt hatte also jenseits allgemein konfessionell polarisierter und insoweit wenig überraschender Polemik ihre ganz präzise Notwendigkeit und Funktion in ebenso präzise international, kanonisch- und staatsrechtlich herausgearbeiteten normativen Rahmungen.

<sup>43</sup> Xavier-Marie Le Bachelet: Bellarmin et la France, in: *Études* 60.175, 1923, S. 385–411.

<sup>44</sup> Carlo Manfroni: La legazione del Cardinale Caetani in Francia (1589–90), in: *Rivista storica italiana* 10, 1839, S. 193–270; Henri de l'Épinois: La légation du cardinal Caetani en France, in: *Revue des questions historiques* 30, 1881, S. 460–525; A.-C. Tizon-Germe: La représentation pontificale en France au début du Règne d'Henri IV (1589–1594). Cadre politique, moyens humains et financiers, in: *Bibliothèque de l'École des Chartes* 151, 1993, S. 37–85; Cornel Zwierlein: Fame, violenza e religione politicizzata: gli assedi nelle guerre confessionali (Parigi 1590), in: Claudio Donati / Bernhard R. Kroener (Hg.): *Militari e società civile nell'Europa dell'età moderna (secoli XVI–XVIII)*, Bologna 2007, S. 497–545.

<sup>45</sup> BU Bologna Ms. 1499 I bis III.

Clément war durch diese Tat aus Sicht der Liga einerseits ein Staatsgründungs-Heros, denn nur durch seine Vollendung dessen, was der Guise-Mord, die *ipso-facto-ipso-jure*-Exkommunikation und damit die Obödienz-Bindung der Untertanen durch die Sorbonne am 7. Januar 1589 schon ausgelöst hatten, war die Situation der Königslosigkeit und die Notwendigkeit einer Übergangstaatsbildung irreversibel und unbestreitbar geworden. Hätte die Liga es vermocht, ‚ihr Frankreich‘ als das Gesamtfrankreich zu etablieren, wäre Clément wohl tatsächlich im kollektiven Gedächtnis dieses nur als Teil kontrafaktischer Geschichte imaginierbaren Staates zum Staatsgründungs-Heros geworden. Für das Papst-Rom war er äquivalent der Märtyrer-Heros, der, im Verhältnis von geistlicher und weltlicher Gewalt von Gott beauftragt, die normativen Funktionsgrenzen zwischen beiden Gewalten jedenfalls kurzfristig aufhob und wie der tatkräftige Arm der geistlichen Exkommunikations- und göttlichen Strafgewalt wirkte.

### *Zusammenfassung*

Die Mikrostudie, die zeigt, wie eine Heroenfigur innerhalb kurzer Zeit im Jahr 1589/90 geschaffen wurde und wieder verblasste, ermöglicht es, Prozesse, Verhältnisse und Phänomene zu veranschaulichen, die wohl verallgemeinerbar sind:

1) Heroisierung durch Radikalisierung katholischer und antikisierend humanistischer Tyrannizidlehre: Die Heroisierungsstrategien implizieren ersichtlich sowohl die humanistische Reaktualisierung antik-republikanischer Werte als auch den Rückgriff auf Schemata konfessioneller Antagonismen und Polarisierungen: Die Sorbonne und Boucher verwenden antikes Material, insbesondere die ciceronische Hochschätzung des Tyrannizids, neben Policraticus, Salutati und den spätmittelalterlichen Quellen, die aber nie so klar die höchste Spitze einer feudalpyramidal geordneten Staatlichkeit und nie so explizit das Objekt benannten, wie hier den König Heinrich von Valois. Etliche Pamphlete der Ligisten bemühten auch eine säkular-humanistische Motivik und weniger die religiösen Fundamentalismen, die man erwarten würde, wie Robert Descimon immer betont hatte: Der dritte Stand der Liga, die ‚Seize‘ mit ihrer Verankerung im Parlament von Paris und ihren gelehrten Juristen, konnte Frankreich insofern sehr wohl humanistisch als Respublica konzipieren, in der dann der Rückgriff auf die thomistische Lehre von Volkssouveränität und Tyrannenabsetzbarkeit – insbesondere des Thomas-Fortsetzers Tolomei da Lucca, den man als den ‚republikanischsten‘ Autor des Spätmittelalters bezeichnet hat – und auf die Schule von Salamanca bedeutete, eine wahlverwandte theologische Ressource zu nutzen. Clément als blasse Realgestalt, auf die leicht ein formbares Heroenbild postum projizierbar war, vereint in sich die Semantiken von konfessionell-religiösem, gegebenenfalls apokalyptischem Kampfesmut wie des republikanischen Staatsverteidigers, die historischen Bezugsebenen römischer republikanischer Antike und posttridentinischer katholischer Wehrhaftigkeit. Die calvinistischen Monarchomachen haben weder in der Theorie bis Althusius noch

in der Praxis in gleicher Weise Tyrannizidlehre und -praxis bis ins Letzte in ihre republikanischen Theoriebildungen integriert. Insofern ist Clément als Held sehr wohl ein spezifisch konfessionell-katholischer Held.

2) Frühneuzeitlicher ‚Verfassungsheroismus‘ versus Held päpstlicher Jurisdiktionsgewalt: Während das zuerst herausgearbeitete Motiv lose fluktuierend von Pariser Ligisten wie römischen Clément-Verehrern gleichermaßen bemüht werden konnte, gab es, wie gezeigt, auch deutliche Differenzen zwischen Liga und Rom. Hier zeigt sich die Möglichkeit einer spannungsgeladenen Heroisierbarkeit von Clément durch Katholiken mit unterschiedlichen Intentionen. Mit die besten Parlaments-Juristen, die besten Theologen Frankreichs (der Sorbonne) und ein Großteil des Hochadels waren in der Schwureinigung verbunden – und diese Liga musste sich ab dem 7. Januar 1589 einer ungewohnten Herausforderung stellen: Frankreichs Staatlichkeit (‚die Krone‘) war trotz eines physisch noch lebendigen Königs Heinrich III. verfassungsmäßig jedenfalls übergangsweise ohne König (jedenfalls mit einem nicht gekrönten und nicht gesalbten Karl X.) zu denken. Anders als in dynastischen und feudalrechtlichen Zusammenhängen des Mittelalters zeigen *De defectione / De abdicatione* wie auch andere Pamphlete und die Schriften von Guillaume Rose, dass die Liga hier einen Staatsnotstands-Republikanismus entwickelte, auf den hin bezogen Clément dann die neuzeitlich-moderne Figur eines Staatsgründungs-Helden durch Selbstopfer einnimmt: Mit seiner Tat war die vorher nur gedanklich vollzogene Situation auch endgültig realisiert. Es gibt kaum eine Parallele in der Frühen Neuzeit und der Moderne, in der man eine dann über lange Sicht stabilisierte Staatsgründung – etwa die Ermöglichung einer neuen Dynastiegründung – auf einen solchen Tyrannizid zurückführen könnte; aber für einige Jahre, bis 1595/98, konnte Clément für die Ligisten ganz jenseits jeden Bezugs zum Papsttum als Agent des souveränen *populus* verstanden werden. Dem gegenüber war aus päpstlicher Sicht seine Tat nur Vollzug und Vollendung des per Exkommunikation von Sixtus V. schon Vollzogenen, hier war Clément dann ein gottgesandter Heroe, der die Schlüsselgewalt Petri auf Erden bestätigte. Im Horizont der Zeit um 1600 konnte Heroisierung die beiden extrem entgegengesetzten Positionen des Verhältnisses der Sphären weltlicher und geistlicher Gewalt zueinander betreffen (Gleichrangigkeit und weitgehende Autonomie beider Sphären versus Überordnung der einen über die andere) bzw. von Handlungsmaßnahmen innerhalb dieser Sphären (Widerstand und Tyrannizid innerhalb der Sphäre weltlicher Gewalt ohne Beachtung der geistlichen) betreffen und war insoweit nur bedingt kommensurabel – auch wenn natürlich die Heroisierung im Feld der weltlichen Gewalt innerhalb des Katholizismus stattfand. In beiderlei Hinsicht hat die Heroisierung also ganz konkrete legitimatorische Funktion, und was als blindes konvulsives Ausbrechen von Gewalt in atmosphärisch erhitzter Situation erscheinen könnte, war an sich sehr präzise passförmig wie ein Mosaikstein in den Gebäuden unterschiedlicher staatlich-politischer und ekklesiologischer Selbstverständnisse eingebaut.

3) Die Temporalität und die Bezugsgruppen von Heroismen: Es ist selbstverständlich, dass in asymmetrischen Polarisierungssituationen wie der konfessionellen Lage um 1600 die Heroen der einen Gruppe die Schurken der Gegner sind. Aufschlussreicher ist das Clément-Beispiel für allgemeinere Reflektionen wohl gerade aufgrund seines nur kurzen Bestandes, eines raschen Explodierens von Verehrung und eines schnell anschließenden Verblässens, Vergessens, des Invisibilisierens oder partiell unbewussten Unsichtbarwerdens: Die Temporalität von Heroismen, ihre Evidenz und Sinnstiftungsfähigkeit in Bezug auf konkrete Kollektive werden so deutlich. Tabuzonen werden sichtbar, die nur in Extremsituationen betretbar sind und die positiv heroische Semantisierung eines Ereignistyps erlauben – Regizid als heroisierbare Tat ist immerhin doch das wohl radikalste denkbare Objekt von Heroisierung im Kontext des Übergangs zum Europa der Monarchien in der Frühen Neuzeit; man könnte dem – um die für uns heute vielleicht nicht mehr nachvollziehbare Stärke des Tabus zu veranschaulichen – etwa eine Tabuzone wie die Heroisierung von Vergewaltigern zur Seite stellen. Wie die an sich in der Defensive befindlichen Calvinisten mit vielleicht der einen Ausnahme George Buchanans stets um diese Tabuzone vorsichtig ‚herumargumentieren‘, zeigt deutlich, wie unerhört die Heroisierung Cléments war und macht die Kurzlebigkeit verständlich. Zwar wird die Tat als Beispiel durchaus in den Exempelhaushalt etwa der jesuitischen Lehren (Mariana, Parsons und die Erinnerungshaushalte der englischen Civil Wars und des späteren 17. Jahrhunderts) übernommen. Aber von einer echten Heroisierung kann hier später meist nicht mehr gesprochen werden. Ob Clément nur ein oder fünf bis acht Jahre ein Held war, ist nicht relevant, aber das Phänomen der Temporalität, der Aktivierbarkeit, des Wiederverblässens, der unbewussten oder auch strategischen diskursiven Positionierung von Heroen und Heroismen im Rahmen eines sich in Form und Inhalt wandelnden kollektiven Gedächtnisses ist für sich der Untersuchung wert und konnte hier für den Fall des Kurzzeitheroen Clément nur angedeutet werden.

### *Abbildungsnachweise*

- Abb. 1: Lista delle Città, e Terre confederate nella Santa Unione delle Cattolici di Francia, © AAV Rom, Misc. Arm. I, 21, f. 470r-471v.
- Abb. 2: Karte aus Rudolf Lill: Kleine Geschichte Italiens, Stuttgart 2002, Abb. 7 (Bildzitat, bearb. CZ).
- Abb. 3: Institutionen und Gruppierungen der römischen Halböffentlichkeit, 1585–1595, eigene Graphik CZ.

# Neue Helden für sich wandelnde Zeiten

## Spätmittelalterliche Perspektiven auf das Beziehungsgeflecht von Gewalt und Heldentum

*Christoph Mauntel*

Die Frage nach dem Zusammenhang von Gewalt und Heldentum vereint zwei moderne Begriffe und stellt uns vor die Herausforderung, diese analytisch auf ganz verschiedene Zeiten und Kontexte anzuwenden<sup>1</sup> – im hier vorliegenden Fall auf das späte Mittelalter, das heißt grob auf das 13. bis 15. Jahrhundert, am Beispiel Frankreichs.

Auf der einen Seite scheint es mit Blick auf das Mittelalter insgesamt einfach, die beiden Begriffe Gewalt und Heldentum zusammenzudenken, da sie schnell Vorstellungen von mutig ins Feldreitenden, tapferen Rittern evozieren, die sich mit dem Schwert in der Hand gegen Feinde behaupten – vornehmlich für hehre und edle Ziele. Es mag dabei der etwas dunklere Schatten einer unweigerlich gewalttätigeren, brutaleren Zeit als der unseren mitschwingen, aber eigentlich ist der tapferere Ritter im allgemeinen Bewusstsein eine positive Gestalt.<sup>2</sup>

Auf der anderen Seite jedoch stellt sich die Frage der Historizität von Konzepten. Gab es im Mittelalter das, was wir ‚Gewalt‘ nennen? Gab es ‚Helden‘? Diese Fragen sind natürlich zweischneidig: Selbstverständlich gab es im Mittelalter Kriege und Zweikämpfe, Morde und Schlägereien. Es steht außer Frage, dass Menschen in jeder Epoche anderen Menschen körperlich Schaden zugefügt oder ihnen sogar willentlich das Leben genommen haben. Unsere Vorstellung von ‚Gewalt‘ beruht jedoch auf einem modernen, kulturell geprägten Konzept, das sich nicht ohne Weiteres auf historische Zeiten und Kulturen übertragen lässt. Vorzuschalten wäre die Frage, was die jeweilige Gesellschaft etwa unter Mord, Krieg oder Ähnlichem verstanden hat und ob all diese Phänomene überhaupt mit einem übergreifenden Konzept erfasst wurden. Meiner Ansicht nach gab es im Mittelalter für die oben genannten Phänomene kein solches Konzept, das unserem Begriff von ‚Gewalt‘ entsprechen würde. Diesen können wir knapp als die intentionale Verletzung oder Zerstörung der körperlichen Integrität einer Person fassen.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu auch Cornelia Brink / Olmo Gözl: Gewalt und Heldentum, in: *Compendium heroicum*, 2019, DOI: 10.6094/heroicum/gewd1.0.

<sup>2</sup> Zur Einführung in die kaum zu überblickende Literatur zum Rittertum sei hier nur auf folgende Werke verwiesen: Maurice Keen: *Das Rittertum*, München / Zürich 1987; Joachim Ehlers: *Die Ritter. Geschichte und Kultur*, München 2006. Spezieller für den zeitlich und geographisch hier relevanten Kontext: Craig Taylor: *Chivalry and the Ideals of Knighthood in France During the Hundred Years War*, Cambridge 2013.

<sup>3</sup> Die Gewaltdefinition ist angelehnt an Gert Melville: Ein Exkurs über die Präsenz der Gewalt im Mittelalter. Zugleich eine Zusammenfassung, in: Martin Kintzinger / Jorg Rogge (Hg.):

Ein Blick auf das Vokabular mittelalterlicher Autoren zeigt, dass weder die lateinischen Worte *violentia* oder *vis* noch die volkssprachlichen Äquivalente das abbilden, was wir heute als ‚Gewalt‘ beziehungsweise ‚violence‘ (engl./frz.) fassen.<sup>4</sup> Daraus folgt, dass wir unseren Gewaltbegriff allenfalls heuristisch auf das Mittelalter anwenden können – als ‚kontrollierten Anachronismus‘,<sup>5</sup> der unsere Fragen erkenntnisleitend rahmt, um dessen konzeptionelle Schwierigkeiten wir jedoch wissen.

Beim Begriff des ‚Helden‘ haben wir – nicht nur mit Blick auf das Mittelalter – ein ähnliches Problem: Wir können das antik-griechische Konzept des Heros sowie seine jeweiligen zeithistorischen Aktualisierungen und Umdeutungen fassen.<sup>6</sup> Selten aber werden die Personen, die uns als heldenhaft erscheinen und die wir als solche untersuchen, auch explizit ‚Helden‘ oder ‚Heroen‘ genannt oder entsprechen dem antiken Modell des Heldentums.<sup>7</sup> Dies trifft zumindest auf die Ritterhelden des Mittelalters zu. Erwähnen mittelalterliche Quellen tatsächlich einmal einen *heros*, so werden damit zumeist christliche Märtyrer bezeichnet.<sup>8</sup> Auch beim ‚Helden‘ haben wir es also mit einem abstrakten Phänomen zu tun, und zwar immer dann, wenn herausragende körperliche und/oder charakterliche Eigenschaften eines Menschen hervorgehoben und mit seinen ebenso positiv

---

Königliche Gewalt – Gewalt gegen Könige. Macht und Mord im spätmittelalterlichen Europa (Zeitschrift für historische Forschung Beiheft 33), Berlin 2004, S. 119–134, hier S. 121.

- <sup>4</sup> Ausführlich aufgearbeitet habe ich dies an anderer Stelle, vgl. Christoph Mauntel: Gewalt in Wort und Tat. Praktiken und Narrative im spätmittelalterlichen Frankreich (Mittelalter-Forschungen 46), Ostfildern 2014, S. 20–30.
- <sup>5</sup> Vgl. Peter von Moos: Das Öffentliche und das Private im Mittelalter. Für einen kontrollierten Anachronismus, in: Gert Melville / ders. (Hg.): Das Öffentliche und Private in der Vormoderne (Norm und Struktur 10), Köln u. a. 1998, S. 3–83.
- <sup>6</sup> Zum Begriff siehe Dina de Rentii: ἥρωας – heros – héros. Eine Neubetrachtung, in: Andrea Schindler u. a. (Hg.): Alte Helden – Neue Zeiten. Die Formierung europäischer Identitäten im Spiegel der Rezeption des Mittelalters (Rezeptionskulturen in Literatur- und Mediengeschichte 7), Würzburg 2017, S. 205–234. Vgl. auch knapp Tobias Schlechtriemen: Der Held als Effekt. *Boundary Work* in Heroisierungsprozessen, in: Berliner Debatte Initial 29.1, 2018, S. 106–119, hier S. 108–109. Der Enzyklopädist Isidor von Sevilla erklärte den Begriff *heros* im 7. Jahrhundert in dem Sinne, dass dieser ein tapferer und weiser Mann sei, bzw. dass Helden „gleichsam himmlischer Ehren würdig sind, wegen ihrer Weisheit und Tapferkeit“. Isidor von Sevilla: *Etymologiae sive origines libri XX* (Scriptorium classicorum bibliotheca Oxoniensis), 2 Bde., hg. von Wallace Martin Lindsay, Oxford 1911, X.2.1 und I.39.9.
- <sup>7</sup> Vgl. hier das von Joseph Campbell untersuchte Schema. Joseph Campbell: *The Hero with a Thousand Faces*, New York 1949.
- <sup>8</sup> So wird Odilo von Cluny in einer von der Hauptfassung abweichenden Version seiner Vita als *heros venerando* gefeiert, vgl. Iotsald von Saint-Claude: Vita des Abts Odilo von Cluny (Monumenta Germaniae Historica SS rer. Germ. 68), hg. von Johannes Staub, Hannover 1999, S. 275. Cosmas von Prag nennt in seiner böhmischen Chronik (verfasst 1119–1125) den Bischof von Prag, Adalbert (hier Woytech) einen *spectabilis heros*, vgl. Cosmas von Prag: *Chronica Boemorum* [Die Chronik der Böhmen des Cosmas von Prag] (Monumenta Germaniae Historica SS rer. Germ. N.S. 2), hg. von Bertold Bretholz / Wilhelm Weinberger, Berlin 1923, S. 46.

auffallenden Taten in Zusammenhang gebracht werden. Die hier gewählte Umschreibung deutet es schon an: Ein Mensch wird immer erst im Auge des Betrachters zum Helden – er oder sie wird zum Helden *gemacht*.<sup>9</sup>

Es soll im Folgenden um eben diesen Konstruktionscharakter des Heldentums gehen, und zwar am Beispiel des bretonischen Kriegers Bertrand du Guesclin (ca. 1320–1380). Bertrands Lebensweg wurde sowohl von den Zeitgenossen als auch der historischen Forschung ausführlich gewürdigt, was ihn für eine genauere Analyse des Zusammenhangs von Heldentum und Gewalt zu einem attraktiven Beispiel macht.<sup>10</sup> Ausgehend von Bertrand beziehungsweise den über ihn verfassten Werken sollen einige Charakteristiken des spätmittelalterlichen Heldentums herausgearbeitet werden, wobei der Fokus auf den Aspekt der Gewalt leitend ist.

### *Eine Kultur der Gewalt und die Krise des Adels*

Der mittelalterliche Adel definierte sich gegenüber anderen Gesellschaftsgruppen traditionell durch Abstammung und Besitz, woraus ein sozialer und rechtlicher Vorrang abgeleitet wurde.<sup>11</sup> Innerhalb des Adels war die ‚Ehre‘ des Einzelnen beziehungsweise seiner Familie das soziale Kapital, welches das Ansehen und den sozialen Stand sicherte. Unter den männlichen Angehörigen des Adels, die sich ihrer gesellschaftlichen Funktion nach als Krieger (*bellatores*) verstanden, bemasß sich die Ehre des Einzelnen an seinem Mut, der Körperkraft sowie der Bereit-

<sup>9</sup> Zum Konzept der ‚Heroisierung‘ siehe den entsprechenden, kollektiv verfassten Beitrag zum Compendium heroicum: Sonderforschungsbereich 948: Heroisierung, in: Compendium heroicum, 2018, DOI: 10.6094/heroicum/heroisierung. Vgl. auch Tobias Schlechtriemen: Konstitutionsprozesse heroischer Figuren, in: Compendium heroicum, 2019, DOI: 10.6094/heroicum/konstitutionsprozesse. Vgl. auch ders.: Held (Anm. 6).

<sup>10</sup> Zu Bertrand generell siehe Thierry Lassabatère: Du Guesclin. Vie et fabrique d'un héros médiéval, Paris 2015; Richard Vernier: The Flower of Chivalry. Bertrand Du Guesclin and the Hundred Years War, Woodbridge 2003; Georges Minois: Du Guesclin, Paris 1993; Siméon Luce: Histoire de Bertrand du Guesclin et de son époque, Paris 1876. Zum zeitgenössischen militärischen Kontext: Thierry Lassabatère: Bertrand du Guesclin et la société militaire de son temps. Une gloire fabriquée?, in: Patrick Gilli / Jacques Paviot (Hg.): Hommes, cultures et sociétés à la fin du moyen âge. Liber discipulorum in l'honneur de Philippe Contamine (Cultures et civilisations médiévales 57), Paris 2012, S. 205–220. Zur Idealisierung nach dem Tod Richard Vernier: The Afterlife of a Hero. Bertrand du Guesclin Imagined, in: L. J. Andrew Villalon / Donald J. Kagay (Hg.): The Hundred Years War (Part 2). Different Vistas (History of Warfare 51), Leiden / Boston 2008, S. 329–344; Philippe Contamine: Bertrand du Guesclin, une gloire usurpée?, in: Philippe Contamine / Patrick Boucheron (Hg.): Les chevaliers, Paris 2006, S. 75–89. Zum Aspekt der Karriereplanung: Bernard Guenée: Du Guesclin et Froissart. La fabrication de la renommée, Paris 2008. Zum Zusammenhang von Gewalt und Heldentum bei Bertrand siehe Mauntel: Gewalt (Anm. 4), S. 388–394.

<sup>11</sup> Oliver Auge / Karl-Heinz Spieß: Adel, in: Gert Melville / Martial Staub (Hg.): Enzyklopädie des Mittelalters, 2 Bde., Darmstadt 2008, Bd. 1, S. 130–133; Otto Gerhard Oexle: Aspekte der Geschichte des Adels im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: Hand Ulrich Wehler (Hg.): Europäischer Adel 1750–1950, Göttingen 1990, S. 19–56, hier S. 24–25.

schaft, Herausforderungen anzunehmen und zu bewältigen. Während sich der Adel nach außen durch Geburt und Besitz abgrenzte, konkurrierte man untereinander durch die Zurschaustellung von Tapferkeit und Tatkraft. Nach dem Anthropologen Julian Pitt-Rives war die Hierarchie der ‚Ehre‘ im Grunde mit einer Hierarchie der Gewalt identisch, da die Sorge um die eigene Ehre Konflikte anstachelte und vorantrieb, bzw. Gewalt nicht nur als stets möglicher, sondern mitunter sogar erwünschter Lösungsweg offenstand.<sup>12</sup> Die Ausübung von Gewalt gehörte damit zum adligen Selbstverständnis – und erst recht zum Selbstbild des Rittertums als dessen ideeller Elite.<sup>13</sup> Für die Idee des Rittertums, das Maurice Keen als „weltliche[n] Ehrenkodex einer kriegerisch orientierten Aristokratie“<sup>14</sup> verstand, war die Einhegung der Gewalt daher kaum ein erstrebenswertes Ziel.<sup>14</sup> Herausragende ritterliche Akteure wurden für ihr (gewaltsames) Handeln gefeiert, wobei die Wiedererzählung und mitunter Verschriftlichung ihrer außergewöhnlichen Taten wiederum die Ideale des Rittertums festigten.

Dieses hier skizzierte Gefüge geriet im Spätmittelalter in eine Krise, die oft und umfassend beschrieben wurde, weswegen hier nur einige wichtige Linien aufgezeigt werden sollen:<sup>15</sup> Der Typus des autonom handelnden, tapferen Ritters – häufig von vornehmer Geburt und hohem Stand, tugendhaft, schön anzusehen und zudem schlagkräftig – war durch die Professionalisierung sowohl der fürstlichen Verwaltung als auch der Kriegsführung zum Anachronismus geworden. Ein augenfälliges Beispiel sind die frühen Niederlagen der französischen Ritterheere gegen die moderner ausgestattete und flexibler agierende englische Armee im Hundertjährigen Krieg: Crécy 1346 und Poitiers 1356. Die Gründe der Niederlagen wurden von den Zeitgenossen ausführlich diskutiert. Man warf dem Adel vor, wegen seiner Faulheit, Trägheit und Dekadenz seiner sozialen Funktion, dem Schutz der Gesellschaft, nicht mehr nachzukommen.<sup>16</sup> Der französische König Johann der Gute (reg. 1350–1364) reagierte 1351 mit der Gründung eines Ritterordens auf diese Kritik, um dem Kriegertum neuen Mut und Geist zu einzuha-

<sup>12</sup> Julian Pitt-Rivers: *Honour and Social Status*, in: John Peristiany (Hg.): *Honour and Shame. The Values of Mediterranean Society*, Chicago 1966, S. 17–29, hier S. 23–25. Vgl. Gero Schreier: *Ritterhelden. Rittertum, Autonomie und Fürstendienst in niederadligen Lebenszeugnissen des 14. bis 16. Jahrhunderts (Mittelalter-Forschungen 58)*, Ostfildern 2019, S. 59.

<sup>13</sup> Vgl. Ehlers: *Ritter (Anm. 2)*, S. 13.

<sup>14</sup> Keen: *Rittertum (Anm. 2)*, S. 384; Mauntel: *Gewalt (Anm. 4)*, S. 72–83.

<sup>15</sup> Vgl. dazu etwa Richard Kaeuper: *Chivalry and Violence in Medieval Europe*, Oxford 1999, S. 273–297; Malcolm G. Vale: *War and Chivalry. Warfare and Aristocratic Culture in England, France and Burgundy at the End of the Middle Ages*, London 1981, S. 147–174; Schreier: *Ritterhelden (Anm. 12)*, S. 41–74.

<sup>16</sup> Vgl. dazu etwa Rudolf Hiestand: „Weh dem Reich, des Königs ein Gefangener“. Die Wahrnehmung von Krisenphänomenen in Frankreich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in: Helga Scholten (Hg.): *Die Wahrnehmung von Krisenphänomenen. Fallbeispiele von der Antike bis in die Neuzeit*, Köln u. a. 2007, S. 127–153.

chen – und mehr Disziplin.<sup>17</sup> Während viele zeitgenössische Traktate Schuldzuweisungen vornahmen, skizzierten andere den idealen Lebensweg eines Ritters – einem modernen Karriereratgeber gleich. Propagiert wurde ein „heroische[s] Ethos der unablässigen Steigerung“<sup>18</sup>, der Drang und Zwang, die eigene Tapferkeit immer neu unter Beweis zu stellen. Die Etablierung dieses Ideals stand in Wechselwirkung mit gewichtigen sozialen Änderungen. So schrieb etwa der vom Rittertum begeisterte französische Chronist Jean Froissart (ca. 1337 – ca. 1405) im Vorwort seiner monumentalen Chronik, dass sich viele Ritter und Knappen eher durch ihre Tapferkeit als durch ihre Herkunft ausgezeichnet hätten.<sup>19</sup> Er verwies damit auf einen Paradigmenwechsel: Das spätmittelalterliche Kriegerum war eine leistungsbesessene Gruppe, in der nicht mehr die edle Herkunft zählte, sondern allein die Taten – und davon möglichst viele. Am bündigsten fasste es wohl Geoffroy de Charny (ca. 1300–1356), ein Bannerträger des Königs, in seinem Traktat über das Rittertum: „Wer mehr leistet, gilt mehr!“<sup>20</sup> Kriegerische Taten wurden zum Selbstzweck, die Tapferkeit gleichsam zum angebeteten „Halbgott“<sup>21</sup>, wie Richard Kaeuper formulierte. Angesichts der weiter fortschreitenden Modernisierung und Professionalisierung des Krieges mit Bogenschützen, Söldnerheeren und Artillerie lief diese Haltung jedoch ins Leere – und mit jedem Misserfolg wurde die Kritik lauter.

Ab ca. 1400 lässt sich in vielen Traktaten eine neue Idee fassen: Die Forderung nach Disziplin, Hierarchie und Gehorsam. Als Vorbilder wurden die alten Römer gepriesen, die mit von den spätmittelalterlichen Zeitgenossen bewunderter Disziplin und Schlagkraft ein Weltreich aufgebaut hatten – man hört hier bereits die Antikenbegeisterung der frühen Renaissance anklingen. Für die Krieger bedeutete dieses neue Idealbild aber gerade den Verzicht auf individuelle Tollkühnheit, die nunmehr zu einer Gefahr für das Gemeinwesen stilisiert wurde. Vorbild war nicht mehr der Ritter, der ohne zurückzublicken auf den Gegner losstürmte, sondern der umsichtige Heerführer im Dienst des Fürsten, der Ressourcen schonte und den richtigen Zeitpunkt abwartete, um zuzuschlagen.<sup>22</sup>

<sup>17</sup> Vgl. dazu D’Arcy Jonathan Dacre Boulton: *The Knights of the Crown. The Monarchical Orders of Knighthood in Later Medieval Europe, 1325–1520*, New York 1987, S. 167–210.

<sup>18</sup> Hierzu Schreier: *Ritterhelden* (Anm. 12), S. 90.

<sup>19</sup> „Vous verés et trouverés en ce livre, se vous le lisiés, comment plusieurs chevalier et esquier se sont fait et avanciet, plus par leur proèce que par leur linage.“ Jean Froissart: *Chroniques. Livre I (première partie, 1325–1350) et livre II. Rédaction du manuscrit de New York*, Pierpont Morgan Library M.804, hg. von Peter F. Ainsworth / George T. Diller (*Lettres Gothiques* 4556), Paris 2001, S. 73 (Prologue). Siehe auch: *The Book of Chivalry of Geoffroi de Charny. Text, Context, and Translation*, hg. von Richard W. Kaeuper / Elspeth Kennedy (*Middle Ages Series*), Philadelphia 1996, S. 94; Georges Chastellain: *Oeuvres*, 8 Bde., hg. von Joseph M. B. C. Kervyn de Lettenhove, Brüssel 1863–1866, Bd. 1, S. 110–111.

<sup>20</sup> *The Book of Chivalry* (Anm. 19), S. 86–90, siehe auch ebd., S. 100–101. Vgl. dazu Michael Prestwich: *Ritter. Der ultimative Karriereführer*, Darmstadt 2011; Schreier: *Ritterhelden* (Anm. 12), S. 77–85.

<sup>21</sup> Kaeuper: *Chivalry* (Anm. 15), S. 129.

<sup>22</sup> Schreier: *Ritterhelden* (Anm. 12), S. 94–111.

## *Die Konstruktion neuer Helden: Bertrand du Guesclin*

In diese soziale und militärische Umbruchzeit fiel auch das Leben von Bertrand de Guesclin.<sup>23</sup> Er entstammte einer niederadligen Familie aus der Bretagne und wurde um 1320 bei Dinan geboren. Im Bretonischen Erbfolgekrieg (1341–1364)<sup>24</sup> machte er sich schnell einen Namen und stieg auf, so dass bald der französische König Karl V. (reg. 1360–1384) auf ihn aufmerksam wurde und ihn förderte. Im Jahr 1370 wurde Bertrand schließlich zum Connétable von Frankreich ernannt, zum höchsten militärischen Anführer. Als Bertrand 1380 starb, wurde ihm die seltene Ehre zuteil, in Saint Denis bestattet zu werden – der Grablege der französischen Könige nördlich von Paris.

Die Karriere Bertrands du Guesclin ist ein Ausnahmefall, der jedoch sinnbildlich für die Umbruchssituation steht, in der sich das adlige Rittertum im Spätmittelalter befand.<sup>25</sup> Mit seiner Loyalität zunächst gegenüber dem bretonischen Haus der Blois, dann gegenüber König Karl V., verkörperte Bertrand einen neuen Typus des Kriegers, der seinem Fürsten treu und ergeben diente. Dadurch unterschied er sich vom hochmittelalterlichen Idealtyp eines Ritterhelden von hoher Geburt und ausgeprägtem Eigensinn, der sich nur schwer in ein Kollektiv einfügte. Auch die literarische Reflexion der Person Bertrands wich von der idealtypischer hochmittelalterlicher Heldenfiguren ab: Bertrand war offenbar nicht sehr ansehnlich, keine strahlende Schönheit, sondern – wie es eine Chronik berichtet – derart unförmig, dass es seinen Eltern ein Gräuel gewesen sei.<sup>26</sup>

Manche Schlachten gewann er, wie etwa 1364 die Schlacht von Cocherel gegen Karl von Navarra, einen Widersacher des französischen Königs. Andere verlor er und geriet sogar selbst in Gefangenschaft. Zweimal, 1364 (nach der Schlacht von Auray) und 1367 (nach der Schlacht von Najera) wurde er vom französischen König aus der Gefangenschaft freigekauft, was einerseits ein Beleg für sein hohes Ansehen und die ihm gewogene königliche Gunst ist und andererseits zeigt, dass ihm

<sup>23</sup> Zu Bertrand du Guesclin siehe Anm. 10.

<sup>24</sup> Als Überblick siehe Jean-Christophe Cassard: *La guerre de Succession de Bretagne*, Quimper 2006.

<sup>25</sup> Im Sinne von Schlechtriemen: Held (Anm. 6) verweist der Fall Bertrands auf ein relationales Gefüge, in dem sich Bertrand durch herausragende Qualitäten auszeichnete bzw. Autoren fand, die ihm diese Eigenschaften und Taten zuschrieben. So gesehen war es nicht die Person Bertrands, die aufgrund ihrer Aktionen zum Helden wurde, sondern Bertrand entsprach spezifischen Erfordernissen seiner Zeit, die ihn als Figur attraktiv machten.

<sup>26</sup> Siehe z. B. die *Chronographia regum francorum*, 3 Bde., hg. von Henri Moranvillé (Société de l'Histoire de France 252, 262, 284), Paris 1891–1897, Bd. 2, S. 378: „Fuit tam deformis figure quod pater et mater ejus ipsium odio habebant in juventute.“ Ähnlich äußert sich auch Jean Cuvelier: *La chanson de Bertrand du Guesclin*, 3 Bde., hg. von Jean-Claude Faucon, Toulouse 1990–1991, Bd. 1, S. 6, V. 54–57. Siehe dazu Vernier: *Flower* (Anm. 10), S. 199–201; Cuvelier: *Chanson*, Bd. 3, S. 133–134. Zur Rolle der Taktik in der *Chanson* siehe ebd., S. 153–155. Zum Aspekt der Parallelität von körperlichem Erscheinungsbild und inneren Qualitäten siehe knapp Georg Feitscher: *Körperlichkeit*, in: *Compendium heroicum*, 2019, DOI: 10.6094/heroicum/kd1.0.20190801.

Niederlagen offenbar verziehen wurden beziehungsweise, dass diese zur Normalität des Kriegerlebens gehörten. Bertrand wurde wegen seiner Leistungen nicht nur zu Lebzeiten ge- und befördert, sondern vor allem nach seinem Tod 1380 gezielt zum „stärksten Ritter der Welt“<sup>27</sup> stilisiert.

Nachvollziehen lässt sich seine posthume Idealisierung etwa in der zwischen 1380 und 1400 anonym in Rouen entstandenen *Chronique des quatre premiers Valois*. Hier erschien Bertrand als rastloser Kämpfer, der in königlichen Diensten von einem Kampfplatz zum nächsten eilte. Dabei erfüllte er durchaus noch ältere Idealvorstellungen, nahm an unter Rittern verabredeten Kämpfen teil (1351, Kampf der Dreißig<sup>28</sup>) und feuerte seine Krieger 1366 in einer Schlachtenrede an, keinesfalls aus Angst zu flüchten.<sup>29</sup> Die Chronik folgte Bertrand von Einsatz zu Einsatz und zeichnete seinen sozialen Aufstieg nach,<sup>30</sup> bis er 1370 schließlich zum Connétable ernannt wurde. Eine weitere, dem königlichen Hof nahestehende Chronik hob bei dieser Gelegenheit explizit hervor, dass Bertrand *trotz* seiner niederen Herkunft bestellt wurde.<sup>31</sup> Bertrands Kämpfe handelte der Chronist recht summarisch mit dem Verweis auf die Zahl der jeweils besiegten Gegner ab, wozu Tote oder Gefangene zählten: 600 im ersten Kampf, 300 im zweiten, 400 im dritten.<sup>32</sup> Militärischer Erfolg war messbar und drückte sich in Zahlen aus. Die Chronisten folgten damit dem zeitgenössischen Denkmodell, dass vor allem derjenige ruhmreich sei, der am meisten Leistung erbringe – auch ohne edle Abstammung.

Die summarische Abhandlung der Kriegstaten bedingte im Umkehrschluss den Charakter einer bloßen Reihung, die stilistisch wenig ausgearbeitet wurde. Nur selten wurden die Kämpfe ausführlicher geschildert.<sup>33</sup> Krieger wurden durch ihre bloße Namensnennung geehrt, weniger durch die Zuschreibung spezifischer Taten. Auch Bertrand wurde wiederholt mit dem allgemeinen und topischen Verweis auf seine Tapferkeit und Kampfesstärke hervorgehoben.<sup>34</sup>

<sup>27</sup> „Quedam conversa de eo pronosticavit quod ipse esset valencior miles mundi.“ Chronographia regum francorum (Anm. 26), Bd. 2, S. 379. „Theophania, cujusdam militis filia, dixit quod Bertrandus esset valencior miles mundi.“ Ebd., S. 382.

<sup>28</sup> Zum ‚Kampf der Dreißig‘ siehe Steven Muhlberger: The Combat of the Thirty against Thirty. An Example of Medieval Chivalry?, in: Villalon / Kagay (Hg.): The Hundred Years War (Anm. 10), S. 285–294.

<sup>29</sup> „Et enhaitoient ces diz seigneurs leurs gens d’armes en leur disant que nul pour paour ne vousist fuir.“ Chronique des quatre premiers Valois (1327–1393), hg. von Siméon Luce, Paris 1861, S. 180.

<sup>30</sup> 1364 bekam er nach der Schlacht von Cocherel für seine Verdienste die Grafschaft Longueville, vgl. ebd., S. 149.

<sup>31</sup> Chronique des règnes de Jean II et de Charles V, 4 Bde., hg. von Roland Delachenal (Société de l’Histoire de France), Paris 1910–1920, Bd. 2, S. 147.

<sup>32</sup> Ebd., S. 147–149.

<sup>33</sup> Eine Ausnahme ist ein für Bertrand und die Seinen lebensbedrohlicher Kampf 1366 vor Burgos, vgl. Chronique des quatre premiers Valois (Anm. 29), S. 180.

<sup>34</sup> „Pour ses grans proëces.“ Jean Froissart: Chroniques, 15 Bde., hg. von Siméon Luce et al. (Société de l’Histoire de France), Paris 1869–1975, Bd. 5, S. 86 (L.405). Ebd., Bd. 7, S. 43 (I.583).

Während die zeitgenössische Chronistik Betrands Lebensweg ohne außergewöhnliche Überformung nachzeichnet, markiert sein Tod im Juli 1380 in mehreren Texten auch eine stilistische Wende hin zu einer offensiveren Idealisierung seiner Person. Nach einem beeindruckenden Leichenzug von Okzitanien bis nach Paris, auf dem mehrere Städte ihm für seine Taten Reverenz erwiesen,<sup>35</sup> wurde Bertrand wie bereits erwähnt in Saint Denis bestattet.<sup>36</sup> Kurz nach seinem Tod widmete ihm der hofnahe Dichter Eustache Deschamps eine Ballade, in der er den Verstorbenen als „Blume aller Tapferen und Ruhm Frankreichs“<sup>37</sup> feierte und alle Krieger aufforderte, seiner zu gedenken. Dieser Aufforderung verlieh man am Hof sogleich Nachdruck: Der Bruder des Königs, Ludwig von Orléans, gab eine Statue von Bertrand in Auftrag, die diesen als Helden in Szene setzte; zugleich organisierte er 1389 eine Erinnerungsfeier am Grab des Connétable in Saint Denis.<sup>38</sup> Darüber hinaus schuf wenige Jahre nach Betrands Tod der Dichter Cuvelier ein monumentales biographisches Gedicht, das Bertrand nun gänzlich in den Mittelpunkt der Beschreibung stellte.<sup>39</sup> Das Werk war ein einziger Anachronismus: Der Form nach lehnte es sich an die hochmittelalterlichen ‚chansons de geste‘ an, eine Gattung, die gegen Ende des 14. Jahrhunderts als veraltet galt. Zudem überstieg Cuveliers Gedicht mit seinen 24.000 Versen das Ausmaß der traditionellen Chansons bei weitem.<sup>40</sup> Während es Cuvelier offensichtlich um die traditionelle, ‚richtige‘ Form des Heldenlobs ging, wurden für die einfachere Rezeption des Werks schon bald Prosafassungen in Auftrag gegeben: Eine erste bereits 1387 durch Jean d’Estouteville, einen in der Bretagne belehnten Stallmeister Karls VI., eine zweite, stärker gekürzte dann etwas später für Marie von Anjou.<sup>41</sup>

<sup>35</sup> Vgl. dazu Schreier: Ritterhelden (Anm. 12), S. 221–228.

<sup>36</sup> *Chronique des quatre premiers Valois* (Anm. 29), S. 289. Siehe auch Christine de Pisan: *Le livre des fais et bonnes meurs du sage roy Charles V*, 2 Bde., hg. von Suzanne Solente (Société de l’Histoire de France), Paris 1936–1940, Bd. 2, S. 181–182 (III,70); sowie Froissart: *Chroniques* (Anm. 19), S. 779 (II,31), der allerdings fälschlich davon ausgeht, Karl V. sei vor Bertrand gestorben. Zur Bestattung in St. Denis vgl. Schreier: Ritterhelden (Anm. 12), S. 239–259.

<sup>37</sup> „La flour des preux et la gloire de la France.“ Eustache Deschamps: *Oeuvres complètes*. Publié d’après le manuscrit de la Bibliothèque nationale par le marquis de Queux de Saint-Hilaire, 11 Bde., hg. von Auguste H. E. marquis de Queux de Saint-Hilaire / Gaston Raynaud, Paris 1878–1903, Bd. 2, S. 27 (Nr. 206) (Balade [sur le trépas de Bertrand du Guesclin]). Zum zeitgenössischen Ruhm siehe auch Minois: *Du Guesclin* (Anm. 10), S. 402–404. Siehe auch die Analyse von Lassabatère: *Bertrand* (Anm. 10), bes. S. 207–213.

<sup>38</sup> Vernier: *Flower* (Anm. 10), S. 194–195; Minois: *Du Guesclin* (Anm. 10), S. 459–462.

<sup>39</sup> *Die Chanson de Bertrand du Guesclin* wurde 1991 ediert, vgl. Cuvelier: *Chanson* (Anm. 26). Über den Autor Cuvelier liegen kaum gesicherte Informationen vor, siehe ebd., Bd. 3, S. 19–38. Siehe auch Vernier: *Flower* (Anm. 10), S. 9; Minois: *Du Guesclin* (Anm. 10), S. 11–14. Zur Darstellung Betrands bei Froissart siehe Lassabatère: *Bertrand* (Anm. 10), S. 215–220.

<sup>40</sup> Vernier: *Afterlife* (Anm. 10), S. 331.

<sup>41</sup> Vgl. Guenée: *Du Guesclin* (Anm. 10), S. 93–94.; Vernier: *Flower* (Anm. 10), S. 10, S. 194–195; Elisabeth Gaucher: *La biographie chevaleresque. Typologie d’un genre (XIII<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècle)*, Paris 1994, S. 593–595.

Aus der Rückschau betrachtet war Bertrand zu einem günstigen Zeitpunkt für eine postume Heroisierung gestorben: Zwei Monate nach ihm verstarb auch Karl V., mit dem eine Ära zu Ende ging. Sein Sohn, Karl VI., der als Elfjähriger den Thron bestieg, war spätestens ab 1392 phasenweise regierungsunfähig – vermutlich aufgrund einer geistigen Krankheit. Das entstehende Machtvakuum ließ Frankreich in einen verheerenden Bürgerkrieg taumeln.<sup>42</sup> An Karl V. erinnerte man sich daher als den ‚guten‘ König, an seine Regentschaft als eine gute Zeit, mit der auch militärische Erfolge verbunden waren. Für diese war Bertrand du Guesclin einer der Garanten. Noch Jahrzehnte nach seinem Tod war die Erinnerung an diesen „Träger der ritterlichen Taten des Königs“<sup>43</sup> wach, wie es 1404 Christine de Pisan formulierte. Schon im dichterischen Werk Cuveliers wurde Bertrand zum Zehnten der ‚Neun Guten Helden‘, einer im Spätmittelalter beliebten Helden-Gruppe von Kriegern aus heidnischer, jüdischer und christlicher Zeit, die wegen ihres Vorbildcharakters glorifiziert wurden. Eustache Deschamps und Christine de Pisan nahmen diese Idee bald auf und feierten den Connétable ebenfalls als ‚Zehnten Helden‘.<sup>44</sup>

Das Beispiel Bertrands du Guesclin zeigt, dass und wie Helden gemacht werden und dass sie immer auch die Bedürfnisse ihrer Zeit bedienen. Die traditionellen, auf Individualität und Eigensinn beruhenden Heldenmodelle entsprachen nicht mehr dem Zeitgeist, die – zumindest von der Seite des Hofes propagierten – Ideale hatten sich verschoben. Ein neues Beschreibungsmuster des Heroischen war aber

<sup>42</sup> Vgl. Bertrand Schnerb: *Armagnacs et Bourguignons. La maudite guerre, 1407–1435* (Collection Tempus 282), Paris 2009 [1988].

<sup>43</sup> „Ainsi le bon connestable Bertran de Clequin, lequel estoit porteur des fais de la chevalerie du dit roy.“ Christine de Pisan, *Livre des fais* (Anm. 36), Bd. 2, S. 181 (II.70). Zur Erhebung zum Connétable siehe ebd., Bd. 1, S. 195 (II.23). Zur Erinnerungskultur rund um Bertrand du Guesclin siehe Vernier: *Afterlife* (Anm. 10), S. 330–331; Vernier: *Flower* (Anm. 10), S. 194–197.

<sup>44</sup> „Car avecques les .IX. preux est sa grace nombree / Le .Xe. appellé par sentence ordonnee.“ Cuvelier: *Chanson* (Anm. 26), Bd. 1, S. 216, V. 10858–10859. „Seroit entr’eulx bien amez et venuz / B. du Guesclin, connestable de France.“ Eustache Deschamps: *Ceuvres* (Anm. 37), Bd. 3, S. 100 (Nr. 372) (Balade [Sur Bertrand du Guesclin]). Das Motiv der ‚Neuf preux‘ findet sich auch bei Christine de Pisan: *Oeuvres poétiques*, 3 Bde., hg. von Maurice Roy, Paris 1886–1896, Bd. 1, S. 92–93 (Nr. 92). Vgl. Cuvelier: *Chanson* (Anm. 26), Bd. 3, S. 257–259. Unter den ‚Neun guten Helden‘ werden jeweils drei herausragende Helden der heidnischen, jüdischen und christlichen Zeit verstanden (Hektor, Alexander, Julius Caesar; Josua, David, Judas Makkabäus; Artus, Karl der Große, Gottfried v. Bouillon). Das Motiv taucht zuerst 1312/13 in dem Roman *Les Voeux du Paon* des Jacques de Longuyon auf, der den Alexanderstoff verarbeitete, vgl. Georg Scheibelreiter: *Höfisches Geschichtsverständnis. Neuf Preux und Neuf Preuses als Sinnbilder adeliger Weltsicht*, in: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 114, 2006, S. 251–288; Tania van Hemelryck: *Où sont les ‚Neuf Preux‘? Variations sur un thème médiéval*, in: *Studi francesi* 42, 1998, S. 1–8; Horst Schroeder: *Der Topos der Nine Worthies in Literatur und bildender Kunst*, Göttingen 1971; sowie den Ausstellungskatalog Jean Favier (Hg.): *Un rêve de chevalerie, Les Neuf Preux*. Ausstellungskatalog. Château de Langeais, 22. März – 3. November 2003, Paris 2003.

noch nicht gefunden, beziehungsweise erst im Entstehen begriffen.<sup>45</sup> Die Stilisierung Bertrands im Umfeld des Hofes blieb natürlich nicht unwidersprochen: Schon in der zeitgenössischen Chronistik lassen sich durchaus auch negative Urteile über ihn finden.<sup>46</sup> Dennoch wurde das Gedenken an Bertrand als Ritterhelden nicht nur vom Hof getragen, sondern auch von Städten und Adligen.<sup>47</sup>

### *Die Gewalt der Krieger – die Gewalt des Helden*

Im nächsten Schritt soll genauer in den Blick genommen werden, welche Rolle die Gewalt (verstanden als ‚kontrollierter Anachronismus‘) bei der Konturierung von Helden spielte. Das leitende Beispiel Bertrands du Guesclin soll dabei durch Vergleiche und generelle Überlegungen in den zeitgenössischen Kontext eingebettet werden.<sup>48</sup>

Was die Darstellung von Krieg und Gewalt angeht, ähneln sich Cuveliers *Chanson* und die zeitgenössische Historiographie: Wiederholt wird der visuelle Eindruck der in der Sonne aufblitzenden Waffen der Krieger geschildert – ein Hinweis auf die dem Krieg zugeschriebene ästhetische Qualität.<sup>49</sup> Ansonsten werden hier wie dort Krieger beschrieben, die stets tapfer und mutig kämpfen; konkrete Verletzungen oder gar der Tod werden jedoch verschleiert beziehungsweise anonymisiert.<sup>50</sup> Stattdessen wird die Unermüdlichkeit und Ausdauer der Krieger hervorgehoben.<sup>51</sup>

Die von den Kriegern ausgeübte Gewalt wird als notwendig, ja als rational dargestellt. Es ging darum, Verräter und Rebellen zu bestrafen, Feinde zu besiegen, Gegner gefangen zu nehmen und Lösegelder zu erpressen. Die Welt des Kriegerturns, in der die Ausübung von Gewalt ein integraler Bestandteil war, wurde nicht hinterfragt. Gleichzeitig aber hatte sich die Realität des Krieges geändert – ein Um-

<sup>45</sup> Einen weiteren Entwurf bot 1466 Jean V. de Bueil, der in seinem *Jouvencel* teils autobiographisch den Aufstieg eines jungen Kriegers zum Feldherrn und Grundbesitzer schilderte, vgl. Jean de Bueil: *Le Jouvencel. Suivi du ‚Commentaire‘ de Guillaume Tringant* (Classiques français du Moyen Âge 182), hg. von Michelle Szkilnik, Paris 2018. Siehe dazu Philippe Contamine: *Une expérience romancée et personnelle de la guerre au XV<sup>e</sup> siècle. Le Jouvencel de Jean de Bueil*, in: Hans Hecker (Hg.): *Krieg in Mittelalter und Renaissance* (Studia humaniora 39), Düsseldorf 2005, S. 195–209.

<sup>46</sup> Helden polarisieren und fordern zur Stellungnahme auf, so Felix Heinzer u. a.: *Einleitung. Relationen zwischen Sakralisierungen und Heroisierungen*, in: dies. (Hg.): *Sakralität und Heldenentum (Helden – Heroisierungen – Heroismen 6)*, Würzburg 2017, S. 9–18, hier S. 9.

<sup>47</sup> Vgl. dazu Schreier: *Ritterhelden* (Anm. 12), S. 219–259.

<sup>48</sup> Vgl. dazu bereits Mauntel: *Gewalt* (Anm. 4), S. 388–394.

<sup>49</sup> „De la clarté des armes, tout li temps en resplent.“ *Cuvelier: Chanson* (Anm. 26), Bd. 1, S. 95, V. 4610; siehe auch ebd., S. 247, V. 12450–12454; S. 469, V. 23964; vgl. ebd., Bd. 3, S. 102.

<sup>50</sup> „La veïst on donner mainte grande colee / Maint bras y ot rompu, mainte teste estonnee.“ *Ebd.*, Bd. 1, S. 142, V. 7017–7018.

<sup>51</sup> „En se point dont je di tirerent longuement / Et d’un costé et d’autre combatent fierement.“ *Ebd.*, Bd. 1, S. 427, V. 21814–21815. Siehe dazu auch ebd., Bd. 3, S. 86–91.

stand, dem auch die *Chanson* sich nicht entziehen konnte: Sie beschwor zwar weiterhin formelhaft klassische ritterliche Ideale wie Großzügigkeit, Treue, Mut und Abenteuerlust, bezog aber auch die kriegerischen Realitäten des Spätmittelalters ein, wie etwa das Problem militärischer Disziplin, die Geldnot vieler Adliger sowie mitunter auch doppelte Loyalitäten.<sup>52</sup> Bertrand selbst wurde in der Schlacht von Auray zwar als kräftig um sich schlagender Kämpfer dargestellt, hatte aber angesichts der drohenden Niederlage vor allem Angst um seine eigenen Ländereien.<sup>53</sup>

Diese Sorgen und Zwänge transformierten den klassischen Ritterhelden in die Realität des Spätmittelalters: Mitunter ist das höchste Ziel nicht mehr der Ruhm und die Ehre, sondern persönlicher Besitz – dies ist folglich auch das Versprechen, mit dem Bertrand seine eigenen Krieger motivierte.<sup>54</sup> Der soziale Aufstieg verlief über Turniere, Schaukämpfe bis hin zum Kriegseinsatz, von dem man sich die finanzielle Absicherung durch Übertragung von Besitz oder zumindest durch Beute erhoffte. Dies war der Weg, den die zeitgenössische Ratgeberliteratur propagierte – und diesen Weg zeichnete die *Chanson* an der Person Bertrand entsprechend nach.<sup>55</sup> Der Ritterschlag Bertrands als traditioneller Aufnahmeeritus war Cuvelier dagegen gerade einmal zwei Verse wert.<sup>56</sup> In klassischer, vielleicht sogar antiquierter literarischer Form versuchte die *Chanson* den Spagat zwischen traditionellen Tugenden und Idealbildern und neuen Herausforderungen und Vorbildern.

Welche Gewalt aber macht den Helden? Das Beispiel Bertrands du Guesclin lässt einen etwas ratlos zurück. Die meisten Beschreibungen bleiben allgemein, nur selten werden Taten genauer differenziert. Es ist nicht so sehr die spezifische Tat, die sein Heldentum ausmacht, sondern deren Menge, die Unablässigkeit, mit der Bertrand wieder und wieder in die Schlacht zieht – hier verkörpert er ganz das Leitbild seiner Zeit.

### *Unritterliche Waffen und kämpferische Raserei*

Dennoch fallen zwei Dinge auf: Zum einen wird wiederholt erwähnt, dass Bertrand mit einer Axt respektive einem Hammer bewaffnet in den Kampf ging.<sup>57</sup>

<sup>52</sup> Ebd., Bd. 3, S. 253–254.

<sup>53</sup> „Il n’y feri Englois qui mestier ait de vie / Ainso con cilz qui tue les chiens sur la caucie / Les abat devant luy, et ‚Nostre Dame’ crie. / De sanc et de sueur avoit la char moillie. / ‚Aide Diex, dist il aidez nostre partie! / Se je suis desconfiz, plus n’aray seignorie.“ Ebd., Bd. 1, S. 143, V. 7063–7068.

<sup>54</sup> Ebd., Bd. 3, S. 134–135, S. 161–162.

<sup>55</sup> Ebd., Bd. 1, S. 5, V. 28–35. Zum Aspekt des Renommees siehe Guenée: Du Guesclin (Anm. 10), S. 75–94. Vgl. dazu Vernier: Afterlife (Anm. 10), S. 330.

<sup>56</sup> „Charles de Blois a qui il fu subgis / Qui le fit chevalier, si con dit li escri.“ Cuvelier: Chanson (Anm. 26), Bd. 1, S. 52, V. 2454–2455. Vgl. Guenée: Du Guesclin (Anm. 10), S. 80–81; Cuvelier: Chanson (Anm. 26), Bd. 3, S. 132–135. Siehe auch Vernier: Flower (Anm. 10), S. 16–17.

<sup>57</sup> „D’une hache a .II. mains donna mainte colee.“ Cuvelier: Chanson (Anm. 26), Bd. 1, S. 142, V. 7021. Siehe auch ebd., S. 143, V. 7070–7073.

Klassischerweise kämpften Ritter mit dem Schwert, dessen Nutzung dem Adel vorbehalten war und auch der sozialen Distinktion diente. Eng mit der Waffe Bertrands verbunden ist zum anderen das durch die Beschreibung seiner Kampfweise vermittelte Bild: Eine Axt oder ein Hammer waren aus adliger Sicht eher Werkzeuge denn Waffen, sie wurden im Kampf nur von städtischen oder gar bäuerlichen Kriegerern genutzt.<sup>58</sup> Diese Geräte standen mithin für undisziplinierte Wildheit und Rohheit im Kampf. Tatsächlich ist es erstaunlich, dass der kämpfende Bertrand im *Chanson* als „rasendes Tier“, als „wütender Löwe“, als „Teufel“, oder – den eisernen Hammer über sich schwingend – „wie ein Metzger“ dargestellt wurde.<sup>59</sup>

Nicht nur Bertrand wurde von Cuvelier alsammerschwingender Metzger beschrieben, sondern auch ein anderer Krieger: Olivier de Clisson (1336–1407).<sup>60</sup> Olivier, der sich 1370 Bertrand du Guesclin anschloss und diesem 1380 im Amt des Connétable nachfolgte, war sogar als ‚der Metzger‘ bekannt, wie der Chronist Jean Juvénal des Ursins anlässlich von Oliviers Tod 1407 notierte: Er habe im Kampf selten jemanden geschont oder gefangen genommen.<sup>61</sup> Obwohl das generelle Bild, das der Chronist von Olivier zeichnete, letztlich positiv war, schwang bei dem Bild des ‚Metzgers‘ doch zumindest im Unterton Wildheit und Brutalität mit – zumal die realen Schlachter der Stadt Paris nur wenige Jahre später, 1413, einen Aufstand anführten, der die Bewohner in Angst und Schrecken versetzte.<sup>62</sup> Dies dürfte dem Chronisten und seinen Rezipienten durchaus noch vor Augen gestanden haben.

Das Bild des ‚Metzgers‘ changiert zwischen einer gerade für Ritter letztlich würdelosen Wildheit auf der einen und einer durchaus bewunderten körperlichen Kraft auf der anderen Seite.<sup>63</sup> Und doch scheint der hammer- oder axtschwingende

<sup>58</sup> Vgl. dazu etwa Georges Duby: *Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter*, Frankfurt am Main 1997, S. 72.

<sup>59</sup> Cuvelier: *Chanson* (Anm. 26), Bd. 1, S. 143, V. 7063 („beste esragie“); S. 110, V. 5352 („comme lyons crettés“); S. 145, V. 7174 („Lors se mist sur les rens ainsi c’uns annemis“); S. 143, V. 7070–7073 („Ou il assault Anglois a un martiau d’acier. / Tout ainsi les abat comme fait le bouchier / Quant il fiert d’un maillet pour le porc empirer“). Vgl. Schreier: *Ritterhelden* (Anm. 12), S. 133.

<sup>60</sup> „Olivier de Cliçon par la bataille va / Et tenoit un martel qu’a ses deux mains porta / Tout ainsi c’un bouchier abati et versa.“ Cuvelier: *Chanson* (Anm. 26), Bd. 1, S. 142, V. 7034–7036; ähnlich auch ebd., S. 393, V. 20019–20026 und S. 458, V. 23400–23412. Zur Person siehe John Bell Henneman: *Olivier de Clisson and Political Society in France under Charles V and Charles VI* (Middle Ages Series), Philadelphia 1996.

<sup>61</sup> „Et l’appelloit-on le Boucher, pource qu’ès besongnes, où il estoit contre les Anglois, il en prenoit peu à rançon, et de son corps faisoit merveilles en armes.“ Jean Juvénal des Ursins: *Histoire de Charles VI, roy de France et des choses mémorables advenues durant quarante-deux années de son règne, depuis 1380 jusques à 1422*, in: Joseph Fr. Michaud / Jean Joseph François Poujoulat (Hg.): *Nouvelle collection des mémoires pour servir à l’histoire de France. Depuis le XIII<sup>e</sup> siècle jusqu’à la fin du XVIII<sup>e</sup>, 32 Bde.*, Paris 1836–1839, Bd. 2, S. 334–569, hier S. 444.

<sup>62</sup> Vgl. Mauntel: *Gewalt* (Anm. 4), S. 362.

<sup>63</sup> Vgl. Feitscher: *Körperlichkeit* (Anm. 26).

Kämpfer in der militärischen Welt um 1400 wie ein Atavismus, der zwar für Aufsehen sorgte und auch erinnert wurde, der aber letztlich aus einer anderen Zeit zu stammen schien. In einem Bericht des burgundischen Chronisten Georges Chastellain finden wir einen weiteren ‚Schlachter‘ genannten Krieger, einen flämischen Kämpfer, der mit einer schweren Axt um sich schlug und schließlich sogar Schaum vor dem Mund hatte.<sup>64</sup> Der berserkerhafte Krieger diente hier als Exemplifizierung einer vor allem den Flamen zugeschriebenen kämpferischen Wildheit, derer sich die burgundische Armee gezielt bediente. Die Gewalt der Anderen, der Fremden, wurde gezielt narrativ geformt und überzeichnet – ein Held aber dürfte dieser „Schläger, ein professioneller Mörder, mehr Teufel als Mensch“, wie Chastellain schrieb, nicht gewesen sein.

### *Wunden ohne Schmerz und Kämpfe ohne Leid*

Die axth- oder hammerschwingende Kampfweise Bertrands und Oliviers dürfte heftige Verletzungen verursacht haben, von denen wir jedoch kaum etwas erfahren – hier schweigen die Quellen. In der hochmittelalterlichen Epik konnte die Beschreibung von Wunden einen Krieger auszeichnen, waren diese doch ein Sinnbild für seine Kampferfahrung.<sup>65</sup> Allgemeiner diente der Verweis auf Verwundungen und Blut in der Epik als Indikator für die Intensität eines Kampfes.<sup>66</sup> Mitunter wurden sogar zerfetzte Körper explizit und detailliert beschrieben, wie etwa in dem um 1200 entstandenen Troja-Epos von Herbort von Fritzlar, in dem die Körper und Gliedmaßen der Gefallenen als ‚blutiger Matsch‘ den Boden bedeckten.<sup>67</sup> Auch ein Held konnte verletzt werden, dies blieb aber für die Handlung ohne Folgen. Die Literatur behalf sich hier oft mit Tricks, wie wir sie aus modernen Comics oder Animationsfilmen kennen: Der Held wird zerfetzt, dann aber wieder wundersam geheilt – in der im 15. Jahrhundert fassbaren deutschen Version des *Malagis* etwa musste sich der Held nach seinem Sieg über einen Drachen zu-

<sup>64</sup> Chastellain: Oeuvres (Anm. 19), Bd. 1, S. 268–269.

<sup>65</sup> Das Motiv des temporär körperlich beeinträchtigten Helden taucht dagegen kaum auf: Helden erleiden zwar Verletzungen, aus diesen wird narrativ aber kaum eine neue Spannung gewonnen, vgl. Björn Reich: Verkrüppelte Helden, impotente Magier, kampfunfähige Liebhaber, in: Gabriela Antunes u. a. (Hg.): (De)formierte Körper 2. Die Wahrnehmung und das Andere im Mittelalter, Interdisziplinäre Tagung, Göttingen, 1.–3. Oktober 2010, Göttingen 2014, S. 299–318, hier S. 300–301.

<sup>66</sup> Reich: Verkrüppelte Helden (Anm. 65), bes. S. 305. Diana Whaley schlug als Erklärung für diesen Zwiespalt das Konzept einer „Poetik der Gewalt“ vor: Die dezidierte Überspitzung der Darstellung durch eine kunstvolle Sprache habe die Gewaltdarstellung der Realität ent-rückt, vgl. Diana Whaley: The Fury of the Northmen and the Poetics of Violence, in: Victor Millet / Heike Sahn (Hg.): Narration and Hero. Recounting the Deeds of Heroes in Literature and Art of the Early Medieval Period (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde – Ergänzungsbande 87), S. 71–94.

<sup>67</sup> Herbort von Fritzlar: Liet von Troye, hg. von Georg Carl Fromann, Amsterdam 1966, V. 5839–5863.

erst die Gedärme wieder in die Bauchhöhle drücken, bevor er in eine dreitägige Ohnmacht fiel und dann durch einen Trank geheilt wurde.<sup>68</sup>

Die spätmittelalterliche Chronistik dagegen verschwieg die Auswirkungen der Gewalt größtenteils.<sup>69</sup> Wurde doch einmal eine Verwundung erwähnt, wurden zumindest Blut und Schmerz konsequent ausgeblendet. So berichtete Jean Froissart, wie Olivier de Clisson, den der Chronist wiederholt hervorhob, in der Schlacht von Auray 1364 am Auge verwundet wurde, aber davon unbeeindruckt nach einer kurzen Pause wieder die Schlacht ritt.<sup>70</sup> Heldentum entstand hier durch das Aushalten oder sogar Ignorieren des durch eine Verletzung ausgelösten Schmerzes. Die *Chanson* Cuveliers entsprach dieser Tradition und vermied die Erwähnung von Wunden und Leid: Als einem Krieger ein Schwert ins Auge gehohlet wurde, folgerte Cuvelier daraus lediglich, dass dieser sich ergeben musste und seine Verletzung bedauert wurde.<sup>71</sup>

### *Positive und negative Gewalt*

Die bisher gemachten Beobachtungen stellen Gewalt als ein zentrales Charakteristikum sowohl des Kriegerturns im Allgemeinen als auch heroischer Individuen im Besonderen vor – und in beiden Fällen ist die ausgeübte beziehungsweise beschriebene Gewalt positiv konnotiert. Negativ wurde die Ausübung von Gewalt in Bezug auf Bertrand nur in einem, daher außergewöhnlichen Fall bewertet. Die *Chronique des quatre premiers Valois* berichtete, wie Bertrand nach der für ihn verlorenen Schlacht von Auray in Gefangenschaft geriet. Der Sieger, der englische Kommandant John Chandos, führte Bertrand auf das mit Toten übersäte Schlachtfeld und hielt ihm vor, es wäre besser gewesen, er wäre nie geboren worden, da nun so

<sup>68</sup> Der deutsche Malagis. Nach den Heidelberger Handschriften cpg 340 und cpg 315, hg. von Annegret Haase u. a., Berlin 2000, V. 6755–6777 (Verwundung), V. 7098–7105 (Heilung). Siehe dazu Reich: Verkrüppelte Helden (Anm. 65), S. 304.

<sup>69</sup> Vgl. Mauntel: Gewalt (Anm. 4), S. 364–370.

<sup>70</sup> So zumindest in der zweiten Redaktion nach dem Manuskript von Amiens: „Et trouva durement fort encontre sus lui, tant que dou cop d’une hache il fu navrés desous et parmi le visiere de sen bachinet au travers de l’oeil, et l’eu crevet. Més depuis fu il rescous et remis entre ses gens en bon convenant. Et, durement airés et emflammés, il se combati et y fist de le main pluseurs belles apertises d’ames.“ Jean Froissart: *Chroniques*. Début du premier livre. Edition du manuscrit de Rome Reg. lat. 869 (Textes littéraires français 194), hg. von George T. Diller, Genf 1972, Bd. 3, S. 347 (I.684). Siehe dazu auch die Variante in der Edition der SHF: Froissart: *Chroniques* (Anm. 19), Bd. 6, S. 165 (I.538). Dazu Malte Prieszel: Der Tod auf dem Schlachtfeld. Töten und Sterben in der Chronistik des Hundertjährigen Krieges, in: Birgit Emich / Gabriela Signori (Hg.): *Kriegs/Bilder in Mittelalter und Früher Neuzeit* (Zeitschrift für historische Forschung, Beiheft 42), Berlin 2009, S. 61–92, hier S. 88.

<sup>71</sup> „Un escuier li vint qui le conte lança / D’un espy de Bordiaux, qui moult cher li cousta / Tout parmi la visiere le bon conte assena / Parmi le senestre oeil l’acier fort li bouta / Tellement le feri que l’ueil li luy creva.“ Cuvelier: *Chanson* (Anm. 26), Bd. 1, S. 140, V. 6916–6920.

viele edle Männer seinetwegen gestorben seien.<sup>72</sup> Eine Reaktion des Bretonen überlieferte der Chronist nicht. Die Schuldzuweisung und das Totengedenken bleiben seltsam isoliert stehen und sind in der zeitgenössischen Chronistik extrem selten. Konsequenzen für die weitere Darstellung hatte diese Episode allerdings nicht. Bei der nächsten Erwähnung Bertrands wurde berichtet, wie der französische König ihn aus der englisch-bretonischen Gefangenschaft freikaufte, womit die vorherigen kritischen Bemerkungen im Gesamtnarrativ isoliert bleiben.<sup>73</sup> Vielleicht lässt sich die Episode als knapper Verweis auf Bertrands Gegner lesen, die ihn kritisierten und für seine Misserfolge in Haftung nahmen.

Der Blick auf negativ konnotierte Gewalt zeigt die Kehrseite heroischer Gewalt und kann so deren Verständnis fördern. Durch negativ bewertete Gewalt konnten etwa ‚Schurken‘ gekennzeichnet und identifiziert werden: Wer zum Beispiel Wehrlose wie Frauen oder Kinder, alte Männer oder gar schwangere Frauen angriff, konnte kein Held sein. Diese Tabuisierung von Gewalt ist wenig überraschend und dürfte überzeitlich gültig sein. Gerade die Eindeutigkeit machte sie jedoch geeignet, Gruppen oder Individuen, die gegen sie verstießen, unzweifelhaft als amorali-sche Gegner zu identifizieren, die die Regeln des Anstands ignorierten oder bewusst brachen. Der Kampf gegen solche Tabubrecher war wiederum nicht per se heldenhaft, konnte aber zur Stilisierung eines Helden genutzt werden.<sup>74</sup>

### *Die Ambivalenz der Gewalt und die Macht des Narrativs*

Gewalthandlungen konnten der Konturierung des Helden dienen, aber dies bedurfte eines entsprechenden Narrativs. Es lag nicht in der Anwendung von Gewalt per se, heroisch zu sein – gerade weil sie für die Kriegerkultur des Mittelalters letztlich normal war.<sup>75</sup> Ein Kriegerheld, der ohne Gewalt auskam, ist wiederum auch nicht vorstellbar. Genau hier zeigt sich der ambivalente Charakter der Gewalt: Furchtloses Kämpfen konnte ebenso heroisiert werden wie der bewusste Verzicht auf einen Kampf, der dann als Indikator für Weisheit gelten konnte. Auch das

<sup>72</sup> „Pour celle cause fut mené par icellui par dessus les mors, et s’arresta monseigneur Jehan de Chendos sur la place où le duc Charles gesoit occiz, tout avironné de haulz et nobles hommes mors. Lors dist monseigneur Jehan à monseigneur Bertran, qu’il vauisist mieulx qu’il n’eust oncquez esté né, car par lui estoient mors tant de si haulz et nobles preudommes. Puis retournerent par devant le conte de Montfort. Lors dist monseigneur Jean de Chendoz devant le conte de Montfort à monseigneur Bertran ‚Sire, veez les gars de Montfort! Par vous est il au jour d’uy duc de Bretaingne.“ Chronique des quatre premiers Valois (Anm. 29), S. 162.

<sup>73</sup> „Depuis, après petite saison, fut monseigneur Bertran de Clacquin mis à finance. Et en paia pour le dit Bertran le roy Charles de France une grant partie de sa raençon, et fut delivré.“ Ebd., S. 163. Siehe auch Froissart: Chroniques (Anm. 19), Bd. 6, S. 187–188 (I.547).

<sup>74</sup> Vgl. dazu Tobias Schlechtriemen: Grenzüberschreitung, in: Compendium heroicum, 2019, DOI: 10.6094/heroicum/gd1.0.20190813. Schlechtriemen fasst Helden als Grenzen überschreitende Figuren – dies ist hier explizit nicht der Fall.

<sup>75</sup> Zur Frage, welche Gewalt heroisierbar war, siehe auch Brink / Götz: Gewalt (Anm. 1).

Erdulden von Gewalt, das Hinnehmen von Schmerz und Verwundung konnte heroisiert werden – und nicht nur in der Welt der Krieger.<sup>76</sup> Zum Zusammenhang von Heldentum und Gewalt im Mittelalter gehört auch der Märtyrer, der christliche Held per se, der sich durch das Erleiden von Gewalt, durch ihre willentliche Duldung auszeichnete.<sup>77</sup> Erstaunlicherweise wird gerade für christliche Märtyrer mitunter das Wort *heros* genutzt.<sup>78</sup> Der gemeinsame Kern beider Heroisierungsstrategien dürfte in der Standhaftigkeit und Willensstärke liegen, auch wenn diese bei Märtyrern und Kriegern gänzlich unterschiedlich motiviert waren.

Der Charakter der Gewalt war also ambivalent und nicht die Tat allein machte den Helden, sondern sie musste positiv konnotiert und erzählerisch gerahmt werden. Welche Macht hier der narrativen Prägung zukam, lässt sich am eindrucklichsten am Beispiel der Jeanne d'Arc beobachten, dem lothringischen Bauernmädchen, das 1429 den französischen Truppen neue Motivation verlieh und diesen so zu wichtigen militärischen Erfolgen gegen die englisch-burgundische Allianz verhalf.<sup>79</sup> Von dieser Allianz wurde sie 1430 gefangen genommen und in einem Inquisitionsprozess schließlich zum Tode verurteilt. Das Faszinierende an den Berichten über Jeanne ist, dass sich die französischen und englisch-burgundischen Quellen letztlich einig sind, was Jeanne getan hatte: Sie ritt als Kriegerin gerüstet in den Kampf und führte die Truppen an. Die Bewertung dieser Aktionen und ihres Auftretens aber fiel kontrovers aus: Während die burgundische Chronistik Jeanne verdammt und hierfür explizit auch das Argument des Geschlechts in Anschlag brachte, wurde die junge Frau für dieselben Taten von französischen Autoren – zumeist ohne Verweis auf ihr Geschlecht – gelobt und gefeiert.<sup>80</sup>

Jeannes Beteiligung am Kampf konnte sowohl als Zeichen der Loyalität als auch als Kriegslüsterheit gedeutet werden, ihr Agieren konnte man als Ausweis von Führungsqualitäten oder als Transgression ständischer und sexueller Grenzen sehen, die Verletzungen, die sie erlitt, wurden als Beleg für kriegerische Tapferkeit, aber auch für ihre Feigheit beurteilt, ihre aktive Gewaltausübung galt manchen als tugendhaft und ritterlich, anderen jedoch als unangemessen und grausam.

<sup>76</sup> Zum Konzept der ‚Heroisierung‘ siehe Sonderforschungsbereich 948: Heroisierung (Anm. 9).

<sup>77</sup> Heinzer u. a.: Einleitung (Anm. 46), S. 11. Zur Abgrenzung von Märtyrern und Heiligen, siehe Jan N. Bremmer: From Heroes to Saints and from Martyrological to Hagiographical Discourse, in: Heinzer u. a. (Hg.): Sakralität und Heldentum (Anm. 46), S. 35–66. Vgl. auch Michael N. Ebertz: Heroische Tugenden. Mehrung und Vernichtung, Kontrolle und Funktionalisierung des religiösen Heldencharismas in der römisch-katholischen Kirche, in: Heinzer u. a. (Hg.): Sakralität und Heldentum (Anm. 46), S. 67–85; Olmo Götz: Martyrium, in: *Compendium heroicum*, 2019, DOI: 10.6094/heroicum/md1.1.20191023.

<sup>78</sup> Vgl. Anm. 8.

<sup>79</sup> Colette Beaune: *Jeanne d'Arc*, Paris 2004; Malte Prietzel: *Jeanne d'Arc. Das Leben einer Legende*, Freiburg u. a. 2011; Gerd Krumreich: *Jeanne d'Arc. Die Geschichte der Jungfrau von Orleans*, München 2012.

<sup>80</sup> Vgl. dazu Mauntel: *Gewalt* (Anm. 4), S. 405–411.

Der Kriterienkatalog von typischen Eigenschaften eines ritterlichen Helden blieb auch über Gender-Grenzen hinweg stabil. Ihre Stellung als Frau war kein zwingender Grund, Jeanne nicht als Verkörperung der traditionellen ritterlichen Werte zu rühmen, die allerdings sozial männlich konnotiert blieben.<sup>81</sup> Jeanne d'Arc wurde – von einer weiblichen Autorin – dafür gepriesen, dass sie vollbracht habe, was 5.000 Männer nicht geschafft hätten.<sup>82</sup> Gleichzeitig konnte Jeanne's Geschlecht als Argument für ihre Verdammung dienen. Für die Frage, wie man die Geschichte des Bauernmädchens erzählte, waren letztlich politische und soziale Motive entscheidend.

Die Ausübung oder auch das Erdulden von Gewalt war eines der wirkmächtigsten narrativen Mittel für die Konstruktion eines Helden und wurde entsprechend ausgiebig genutzt. Im Wertesystem des mittelalterlichen Kriegerturns nahm die Gewalt eine herausragende Stellung ein. Die einzelne Tat an sich aber war in vielen Fällen ambivalent und daher für jedwede Konturierung offen: erst die narrative Rahmung machte den Helden – oder die Heldin. Die Schilderungen der Gewalt zeichneten sich dabei in spätmittelalterlichen Quellen oft durch ihren allgemeinen Charakter aus und wurden selten explizit ausformuliert – der Charakter heroischer Gewalt blieb damit seltsam unbestimmt. Zu erklären ist dies durch die geänderten Realitäten spätmittelalterlicher Kriegsführung und die breit geäußerte Kritik an den militärischen Leistungen des Adels, die zu einer tiefen Verunsicherung und der Erschütterung tradierter Rollenmodelle führten. Der autonom und oft individuell agierende Ritter als Streiter für das Gute war angesichts verwüsteter Landstriche und verllorener Schlachten kaum mehr als Vorbild haltbar, zumal von fürstlicher Seite ein neues Ideal propagiert wurde: der loyale und disziplinierte Krieger, der sich unbesehen seiner Herkunft durch eigene Leistungen den sozialen Aufstieg sichern konnte.

Die Zeiten hatten sich geändert und die alten Ritterhelden geronnen zu einer Erinnerung an eine häufig als bessere Zeit imaginierte Vergangenheit. Als Karl, Herzog der Normandie und später als Karl V. König von Frankreich, die Belagerung von Melun beobachtete, soll er über das Fehlen großer Helden wie Roland, Olivier, Ogier oder gar König Artus geklagt haben, so berichtet Cuvelier. Ein Berater habe entgegnet, dass, wenn es wieder einen König wie Karl den Großen geben sollte, auch Roland und Olivier wiederkämen.<sup>83</sup> Dem zukünftigen Karl V. wurde hier aus der historischen Rückschau ein ihn begleitender Held prophezeit. Jede Zeit, so könnte man verknappen, schafft sich ihre eigenen Helden.

<sup>81</sup> Beaune: Jeanne d'Arc (Anm. 79), S. 187–192. Vgl. zum Beziehungsgeflecht Gewalt, Maskulinität und Heldentum auch Brink / Götz: Gewalt (Anm. 1).

<sup>82</sup> „Hee! quel honneur au femenin / Sexe! [...] Par femme est sours et recouvert / ce que C<sup>m</sup> hommes [fait] n'eussent.“ Christine de Pisan: Ditié de Jehanne d'Arc (Medium Ævum Monographs N. S. 9), hg. von Angus J. Kennedy / Kenneth Varty, Oxford 1977, S. 34 (XXXIV).

<sup>83</sup> Cuvelier: Chanson (Anm. 26), Bd. 3, S. 77, V. 3677–3700. Vgl. insbesondere zum Aspekt der Königskritik in dieser Episode Schreier: Ritterhelden (Anm. 12), S. 136–137.



# Gewaltgemeinschaft und Heldentum in der SA

## Beobachtungen zu ihren Zusammenhängen aus praxeologischer Perspektive

*Sven Reichardt*

Die Berliner SA-Führer Hans Maikowski und Horst Wessel zählen zweifellos zu den Helden der NS-Bewegung. Für Hans Maikowski, der am 30. Januar 1933, dem Tag der ‚nationalen Erhebung‘, auf den Berliner Straßen erschossen wurde, war Anfang Februar 1933 das erste Staatsbegräbnis des Dritten Reiches inszeniert worden. Maikowski wurde auf dem Invalidenfriedhof in der Nähe von Scharnhorst und Richthofen beigesetzt. Die Totenfeier wurde in voller Länge im Radio übertragen und auf der Straße wurde der Trauerzug angeblich von 40.000 uniformierten Nationalsozialisten begleitet. Bei der Aufbahrung im Berliner Dom – einer Ehre, die zuletzt Kaiser Wilhelm zuteilgeworden war – waren fast alle NS-Größen und selbstverständlich auch Hitler anwesend. Als die Leiche langsam die Treppenstufen hinab geführt wurde, umkreiste ein Flugzeug den Dom, um Blumen abzuwerfen. Der Radioreporter verglich während der Liveübertragung Maikowski mit Friedrich dem Großen. Er wurde, neben Horst Wessel, zum Parademärtyrer des Dritten Reiches.<sup>1</sup>

Mit ihrem „Kult um die toten Helden“ (Sabine Behrenbeck) inszenierten die Nationalsozialisten ihre bis dahin nahezu unbekanntesten SA-Männer, oft mit unverhohlenem Bezug auf den nationalen Kult um den ‚unbekannten Soldaten‘.<sup>2</sup> Zum bekanntesten unter diesen angeblichen Märtyrern der SA wurde der im Januar 1930 angeschossene und im Februar an einer aus dieser Schussverletzung herrührenden Blutvergiftung verstorbene Horst Wessel. Schon in den Jahren bis 1933 und dann vor allem seit der Regimezeit, wurde dieser SA-Sturmführer zum ‚Märtyrer‘ par excellence stilisiert. Obwohl er noch im Krankenhaus lag, erschienen im *Angriff* unter der Rubrik „Kampf um Berlin“ bereits zwei längere Artikel über Wes-

---

<sup>1</sup> Berliner Tageblatt vom 6. Februar 1933, 5. Seite des 1. Beiblattes; Jay W. Baird: *To Die for Germany. Heroes in the Nazi Pantheon*, Bloomington, IN 1990, S. 95–97; Marie-Luise Kreuter: *Der rote Kiez. „Kleiner Wedding“ und Zillestraße*, in: Helmut Engel u. a. (Hg.): *Geschichtslandschaft Berlin. Orte und Ereignisse*, Bd. 1, Teil 1 (Charlottenburg), Berlin 1986, S. 158–177, hier S. 172; Knut Bergbauer u. a.: *Denkmalsfigur. Biographische Annäherung an Hans Litten 1903–1938*, Göttingen 2008, S. 218, S. 226–228; vgl. Sven Reichardt: *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrismus und in der deutschen SA*, Köln u. a. <sup>2</sup>2009, S. 494–496; Sven Reichardt: „Vor allem sehne ich mich nach Euch, Kameraden“. Eine mikrohistorische Analyse der SA, in: Hans-Peter Becht u. a. (Hg.): *Politik, Kommunikation und Kultur in der Weimarer Republik*, Heidelberg u. a. 2009, S. 89–112, hier S. 96.

<sup>2</sup> Sabine Behrenbeck: *Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945*, Vierow 1996.

sel. Nach seinem Ableben wurde der Jurastudent in zahllosen Zeitungsartikeln zum Helden der SA aufgebaut. Für die drei Jahre von 1930 bis 1933 kann man allein siebzehn Monographien zählen, die in Romanform, als Marschalben oder Bilderbände den Lebensweg, die „Opfertreue“ und das Sterben ihres „deutschen Helden“ darstellten.<sup>3</sup>

Etwa zwei Wochen nachdem Wessel gestorben war, begann Goebbels im *Angriff* in einem Nachruf mit seiner Stilisierung, in dem er eine „Kurzfassung des Lebens Jesu“ lieferte. Wessel wurde als der unerkannte und verfolgte Messias geschildert, dem anfänglich nur wenige Jünger gefolgt seien. Die Leidensgeschichte des „Christussozialisten“ Wessel wurde in kräftigen Metaphern geschildert. Wessel selbst sei einer gewesen, „der durch Taten ruft: ‚Kommt zu mir, ich will euch erlösen‘“, schrieb Goebbels. Später fügte er der Messiasfigur das Bild vom jugendlichen Ritter und Schinderhannes hinzu, der sich als bürgerlicher Akademiker unter die rauflostigen Männer aus dem Proletariat begeben hatte. Der 23-jährige Pfarrerssohn und Jurastudent Wessel war Sinnbild der Werbung um die Arbeiterschaft Berlins, die Goebbels am Herzen lag. In der Person Wessel wurden bürgerliche Jugend einerseits und das „wahre deutsche Arbeitertum“ andererseits miteinander versöhnt und vereint. Der wichtigste Bezugspunkt blieb jedoch der Soldatentod des Krieges, da Wessel den „Tod fürs Vaterland“ gestorben sei. Das Heldentum Wessels wurde als eine Vorankündigung auf die heilige Zukunft vorgestellt, war ein Zeichen vom Anbruch des Dritten Reiches, erzählt als Auferstehung und Wiederkehr des Heroen. Wessels heroische Selbstaufopferung und sein Martyrium wurden so dargestellt, als seien sie zum Wohle der nationalen Gemeinschaft geschehen. Wessel übernahm eine Erlösungsfunktion für die Gemeinschaft, wodurch sein Tod als Sieg gedeutet werden konnte. Zugleich enthielt sein Tod, der stellvertretend für den ‚Blutzoll‘ der Bewegung stand, den Appell an die Lebenden, sich des ‚Märtyrers‘ würdig zu erweisen.<sup>4</sup>

Die Geschichte der SA bietet insofern reiches Anschauungsmaterial für den Heldenkult des Nationalsozialismus, darüber hinaus aber auch zentrale Hinweise dafür, wann und unter welchen Umständen dieser Heldenkult entstanden war. Denn dieser war zunächst Teil eines politischen Verbandes, der männlich konnotierte Gewaltamkeit, kameradschaftliche Gemeinschaft und politische Religiosität aufeinander bezog.

Dieser Kontext lässt sich vor allem mit einem praxeologischen Zugang auf die Gewaltgemeinschaft der SA verdeutlichen. Dieser methodische Zugang soll im nachfolgenden ersten Abschnitt zunächst dargestellt werden. Im zweiten Ab-

<sup>3</sup> Behrenbeck: Kult (Anm. 2), S. 137–143; Thomas Oertel: Horst Wessel. Untersuchung einer Legende, Köln 1988, S. 131–170.

<sup>4</sup> Joseph Goebbels: Horst, in: Der Angriff 81, 9. Oktober 1930; ders.: „Horst Wessel“ und „Ein Toter ruft zur Tat“, in: Der Angriff, 27. Februar 1930; Behrenbeck: Kult (Anm. 2), S. 137–143; Daniel Siemens: Horst Wessel. Tod und Verklärung eines Nationalsozialisten, München 2009, bes. S. 129–252.

schnitt wird sodann der verstärkende Effekt der Gemeinschaftsbildung auf die Gewaltausübung in der SA beleuchtet. Zudem werden aber auch weitere Elemente der Gemeinschaftsstiftung herausgestellt, wie etwa die Aussicht auf gemeinsame Beute, Ansehen und Macht, die Rolle von vorgängigen Marginalisierungserfahrungen und von Gewaltgewohnungen, aber auch die Verfügbarkeit von Waffen und offenen Gewalträumen. Ein zentraler Aspekt von Gewaltgemeinschaften, der bei der Untersuchung von Heldenkulten besondere Beachtung verdient, ist der Zusammenhang von Hierarchie und Gewaltgemeinschaften. Dieser wird im dritten Abschnitt anhand der Geschichte der SA eingehender verdeutlicht. Der vierte Abschnitt schließlich geht kursorisch auf die mit den Gewalthelden verbundenen Männlichkeitsbilder ein. Mit einem kurzen Fazit schließt der Aufsatz.

### *Praxeologie und Gewaltgemeinschaften*

Sowohl die neuere Gewaltforschung als auch die Praxeologie beschäftigen sich mit Handlungsverläufen und Interaktionszusammenhängen, um dadurch die soziale Produktion symbolischer Bedeutungswelten aufzuzeigen.<sup>5</sup> Im Vordergrund stehen bei dieser Vorgehensweise nicht rationalistische Handlungsmodelle, die oftmals sehr schlichte und einlinige Kausalzusammenhänge zwischen Motivation und Tat herstellen. So beschäftigt sich auch die Ethnografie der Gewalt nicht mit ideen-zentrierten Begründungsmotiven von Gewalt, da diese als Rationalisierungen den Gewalthandlungen oft erst nachfolten.<sup>6</sup> Die deklarierten politischen oder religiö-

---

<sup>5</sup> Gemeint sind die praxeologischen Ansätze, die im Gefolge von Pierre Bourdieu weiterentwickelt wurden, unter anderem in den USA von den Philosophen Theodore Schatzki und Joseph Rouse oder den Historikern Gabrielle Spiegel und Richard Biernacki. In Deutschland ragen soziologische Publikationen von Andreas Reckwitz, Karl Hörmig und Stefan Hirschauer heraus, aber auch die von Historikern wie Thomas Welskopp und Marian Füssel. Für weiterführende Literatur zur geschichtswissenschaftlichen Praxeologie siehe Gabrielle M. Spiegel (Hg.): *Practicing History. New Directions in Historical Writing After the Linguistic Turn*, New York 2005; Sven Reichardt: *Praxeologische Geschichtswissenschaft. Eine Diskussionsanregung*, in: *Sozial.Geschichte* 22.3, 2007, S. 43–65; Thomas Welskopp: *Unternehmen Praxisgeschichte. Historische Perspektiven auf Kapitalismus, Arbeit und Klassengesellschaft*, Tübingen 2014; Sven Reichardt: *Zeithistorisches zur praxeologischen Geschichtswissenschaft*, in: Arndt Brendecke (Hg.): *Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte*, Köln u. a. 2015, S. 46–61; Lucas Haasis / Constantin Rieske (Hg.): *Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns*, Paderborn 2015.

<sup>6</sup> Vgl. Michaela Christ / Christian Gudehus: *Gewalt. Begriffe und Forschungsprogramme*, in: dies. (Hg.): *Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart / Weimar 2013, S. 1–15, hier S. 9–10. Zu den Diskussionen um die ‚Innovateure‘ der Gewalt wie Wolfgang Sofsky, Trutz von Trotha, Birgitta Nedelmann oder, unter den deutschen Historikern, Jörg Baberowski siehe Wolfgang Sofsky: *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt am Main 1996; Trutz von Trotha (Hg.): *Soziologie der Gewalt*, Opladen 1997; Jörg Baberowski: *Räume der Gewalt*, Frankfurt am Main 2015. Zur Kritik an diesem Ansatz: Peter Imbusch: ‚Mainstreamer‘ versus ‚Innovateure‘ der Gewaltforschung. Eine kuriose Debatte, in: Wilhelm Heitmeyer / Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme*, Frankfurt am Main 2004, S. 125–148.

sen Zielvorstellungen sind für das Verständnis von Gewalthandlungen zwar nicht unerheblich, aber die Gewaltdynamiken und den Charakter autotelischer Gewalt<sup>7</sup> wird man durch diesen ideenzentrierten Zugang nicht verstehen können.

Gewalt ist eine soziale Ordnung, die oft nur in geringen Teilen schriftlich fixiert ist und beständig neu ausgehandelt wird. Drohungen, Gerüchte, Erzählungen über Gewalt sind ebenso integraler Bestandteil dieses Prozesses wie die Gewaltmittel und -situationen, die körperliche Verfasstheit der Akteur\*innen und ihre Emotionen. Die Dynamik des Handelns erlaubt es dabei nicht, einfache Kausalverbindungen von Zweck und Mitteln herzustellen. Vielmehr stehen beide in einem Wechselverhältnis. Der Berliner Soziologe Hans Joas verweist in seinem einflussreichen Buch *Die Kreativität des Handelns* auf die klassische Konzeption einer reziproken Beziehung zwischen Handlungszielen und -mitteln bei John Dewey, dem führenden Philosophen des amerikanischen Pragmatismus. Dewey gehe „nicht von klaren Zielen des Handelns als Regelfall“ aus, „auf die sich dann die Mittelwahl bloß noch auszurichten hat. Vielmehr sind Handlungsziele meist relativ unbestimmt und werden erst durch die Entscheidung über zu verwendende Mittel spezifiziert“. Zudem kann sich dadurch, dass bestimmte Gewaltmittel zur Verfügung stehen, der Spielraum der Zielsetzung erweitern.<sup>8</sup>

Dieser Gedankengang bedeutet für Gewaltgemeinschaften, dass die Zwecksetzung als Resultat der Aushandlung in Gewaltsituationen begriffen wird, auf die sich die Handelnden reflexiv beziehen. Verhalten und situatives Sinnverstehen werden als untrennbar miteinander verknüpfte Elemente verstanden. Insofern ist auch die Genese von Gewaltlegitimationen in situierten Handlungsprozessen zu untersuchen. Der/die Akteur\*in ist nicht alleiniger Souverän seiner bzw. ihrer Motivlagen, die eben erst in intersubjektiven und situativen Bedeutungsaushandlungen entstehen. Rational-Choice Modelle mit ihrem ontologischen Individualismus und Atomismus verstehen diese innere Dynamik nicht. Daher bevorzugt die neuere Gewaltforschung die Interaktionstheorie von Randall Collins mit seiner Mikrosoziologie der Gewalt<sup>9</sup> oder die Gemeinschaftsforschung im Sinne von

<sup>7</sup> Vgl. Jan Philipp Reemtsma: *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*, München 2009, S. 116–123.

<sup>8</sup> Hans Joas: *Die Kreativität des Handelns*, Frankfurt am Main 1992, S. 227 (Zitat). Zur Historisierung des amerikanischen Pragmatismus vgl. Louis Menand: *The Metaphysical Club*, London 2001; Peter Vogt: *Pragmatismus und Faschismus. Kreativität und Kontingenz in der Moderne*, Weilerswist 2002; Hans-Joachim Schubert u.a. (Hg.): *Pragmatismus zur Einführung*, Hamburg 2010. Zur Verbindung von Neopragmatismus und Praxeologie siehe Tanja Bogusz / Henning Laux (Hg.): „Wozu Pragmatismus?“ Schwerpunkttheft des *Berliner Journals für Soziologie* 3/4, 2013 sowie: Tanja Bogusz: *Erfahrung, Praxis, Erkenntnis. Wissenssoziologische Anschlüsse zwischen Pragmatismus und Praxistheorie – ein Essay*, in: *Sociologia Internationalis* 47.2, 2009, S. 197–228; Hella Dietz u. a. (Hg.): *Pragmatismus und Theorien sozialer Praktiken. Vom Nutzen einer Theoriedifferenz*, Frankfurt am Main 2017.

<sup>9</sup> Vgl. Randall Collins: *Violence. A Micro-Sociological Theory*, Princeton 2009.

John Rawls (dem wohl bekanntesten Vertragstheoretiker der Gegenwart). Beide heben die kreative Kraft von Handlungsprozessen hervor.<sup>10</sup>

Darüber hinaus findet Gewalt in Ermöglichungs- und Resonanzräumen statt, die als Beziehungsräume zu verstehen sind, in denen die Gewaltakteur\*innen sich emotional aneinanderbinden. Gewalttaten werden oft in Beziehungsgefügen und Gemeinschaften (auch imaginierten Gemeinschaften) verübt. Die DFG-Forscherguppe „Gewaltgemeinschaften“ hat in den acht Jahren ihres Bestehens von 2009 bis 2017 diesen Zusammenhang in geschichtswissenschaftlicher, literaturwissenschaftlicher und soziologischer Perspektive erforscht. Von mittelalterlichen Fehdegruppen und frühneuzeitlichen Räuberbanden, europäischen Söldnern und afrikanischen Kriegern über städtische Jugendbanden und Parteiarmeen, Wehrverbände und Bünde der Zwischenkriegszeit bis hin zu Mafiastrukturen in Italien, Drogenhändlern in Lateinamerika und Milizen sowie privaten Sicherheitsfirmen der Gegenwart wurden hier die Bedingungen und Formen von Gewaltgemeinschaften untersucht.<sup>11</sup>

In diesem Zusammenhang wurde festgestellt, dass Gewaltgemeinschaften nicht nur Träger der staatlichen Hoheitsgewalt bezeichnen, sondern oft Misch- und Grenzformen zwischen privaten und staatlichen Organisationen bezeichnen. Ihren inneren Zusammenhalt organisieren Gewaltgemeinschaften über ihren bündischen Zusammenhalt, über charismatische Führer, gewaltorientierte Ehrbegriffe, kalkulierte Regel- und Rechtsverstöße und einen Bezug auf eine vermeintlich höherwertige Legitimität ihrer Ziele.<sup>12</sup> Diese Elemente habe ich in meiner Studie zu den „Faschistischen Kampfbünden“ in Italien und Deutschland untersucht, um damit die innere Verfasstheit und Dynamik des hierarchisch und personalistisch geprägten Bewegungsfaschismus zu analysieren. Gewalt war hier ein entscheidendes Element der inneren Kohäsionsbildung.<sup>13</sup> Der verstärkende Effekt der Gewaltausübung auf die Gemeinschaft, den Wolfgang Sofsky im Zusammenhang mit dem Begriff der ‚Meute‘ erläutert hat, kennzeichnet eine Dynamik vor allem von Gruppen junger Männer, in denen der „Kleinmütigste“, wie Sofsky eindrücklich formuliert hat, „plötzlich alles darf“.<sup>14</sup> Zugleich entfalten diese Gruppen nach innen zentrifugale Kräfte, da das Gemeinschaftsgefüge intern nach Gewaltbereitschaft und Brutalität hierarchisiert wurde.

<sup>10</sup> Vgl. Lars Gertenbach u. a.: *Theorien der Gemeinschaft zur Einführung*, Hamburg 2018, S. 26–27.

<sup>11</sup> Vgl. Winfried Speitkamp (Hg.): *Gewaltgemeinschaften in der Geschichte. Entstehung, Kohäsionskraft und Zerfall*, Göttingen 2017; ders.: *Gewaltgemeinschaften*, in: Christian Gudehus / Michaela Christ (Hg.): *Gewalt. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart / Weimar 2013, S. 184–190.

<sup>12</sup> Vgl. ders.: *Gewaltgemeinschaften in der Geschichte. Eine Einleitung*, in: ders. (Hg.): *Gewaltgemeinschaften in der Geschichte* (Anm. 11), S. 28.

<sup>13</sup> Vgl. Reichardt: *Faschistische Kampfbünde* (Anm. 1).

<sup>14</sup> Wolfgang Sofsky: *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt am Main 1996, S. 171. Zur Kritik an Sofsky siehe Imbusch: ‚Mainstreamer‘ versus ‚Innovateure‘ (Anm. 6), S. 125–148.

*Gewalt und Gemeinschaft in der SA  
(und in anderen Gewaltgemeinschaften)*

Der Eintritt in den SA-Sturm wurde wie das „Übergangsritual“ (Arnold van Gennep) in einer liminalen Situation inszeniert, bei dem die neuen SA-Männer ihre alten Namen abgaben und die neue Identität durch die Uniformierung und die verliehenen Spitznamen markierten, mit denen sie zukünftig von den Kameraden angesprochen wurden. Der neue Abschnitt begann mit der symbolischen Einschwörung auf die Gruppe, um das Verlassen der alten und das Erreichen der neuen Identität zu stärken.<sup>15</sup> In der Namenskumpanei drückte sich das Gefühl aus, zu einer verschworenen Gruppe zu gehören, die sich durch den Ausschluss von der Außenwelt auszeichnete. Neben dem praktischen Effekt der Tarnung bei Gewaltaktionen belegte man durch das ‚Umtaufen‘ der Kameraden die emotionale Nähe zueinander. Es ist wenig überraschend, dass sich die Namensgebung vornehmlich auf die äußere Erscheinung des Betroffenen bezog. Dass sich daneben die meisten solcher Spitznamen – von „Mollenkönig“ bis zu „Revolverschnauze“ und „Schießmüller“ – auf die Trinkfestigkeit, Sexualität oder Gewaltbereitschaft der Männer bezogen, zeigt deutlich, welchen Charakter die Bünde hatten.<sup>16</sup>

In den Alkoholgelagen der Sturmlokale tranken sich die Männer Mut an. Es lässt sich häufiger nachweisen, dass Mordanschläge und Überfälle in unmittelbarem Zusammenhang mit übermäßigem Alkoholkonsum standen. So befand sich etwa ein SA-Täter eine Stunde vor einem Überfall, bei dem zwei Männer schwer verletzt wurden, „in angetrunkenem Zustande auf dem Weg zum Sturmlokal“.<sup>17</sup> Bevor es zu der Tötung eines Kommunisten in einem Berliner Sturmlokal kam, hatten die SA-Männer im Hinterraum des Lokals „wie auch sonst allabendlich“ Abendbrot gegessen und dabei „einen Stiefel Bier herumgehen lassen“. Es wurde, wie die Gerichtsverhandlung ergab, „tüchtig getrunken“. Nach kommunistischer Deutung soll sich dabei ein tatbeteiligter SA-Mann sogar in einen „pathologischen

<sup>15</sup> Zu den Übergangsritualen (*rites de passage*): Arnold van Gennep: *Übergangsriten*, Frankfurt am Main 1986. Vgl. weiterführend zum sozialen Leben der Kampfbündler Reichardt: *Faschistische Kampfbünde* (Anm. 1), S. 402–475. Zur Liminalitätsforschung im Anschluss an van Gennep: Victor W. Turner: *Betwixt and Between. The Liminal Period in Rites de Passage*, in: June Helm (Hg.): *Symposium on New Approaches to the Study of Religion. Proceedings of the 1964 Annual Spring Meeting of the American Ethnological Association*, Seattle 1964, S. 4–20; Victor W. Turner: *Liminalität und Communitas*, in: Andréa Belliger / David J. Krieger (Hg.): *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*, Opladen 1998, S. 251–264.

<sup>16</sup> Reichardt: *Faschistische Kampfbünde* (Anm. 1), S. 421; Wolfgang Sauer: *Die Mobilmachung der Gewalt*, in: Karl Dietrich Bracher u. a. (Hg.): *Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems 1933/34*, Opladen <sup>2</sup>1962, S. 847.

<sup>17</sup> Anklageschrift vom 11. Juli 1931, S. 6, in: Bundesarchiv Berlin (ehem. Berlin Document Center), SA-P (Akte Hahn), ohne Blatt.

Rauschzustand“ versetzt haben.<sup>18</sup> Schon diese wenigen Beispiele zeigen: Der exzessive Alkoholkonsum wirkte enthemmend, weckte Machtvorstellungen und stärkte den Wagemut.<sup>19</sup>

Neben dem Besäufnis stand auch die Prahlerei in unmittelbarem Zusammenhang mit der Gewalt. Die Ausübung von Gewalt war renommierfähig, die Brutalität prestigeträchtig. So wurde etwa die im Sturmlokal gemachte Äußerung, für zwei Jahre Gefängnis lohne es sich schon, ein „Kommunistenschwein“ abzustechen, sogar gerichtsnotorisch.<sup>20</sup> Der sozialdemokratische *Vorwärts* konnte im August 1931 über ähnlich wichtigtuersche Aussagen berichten:

Wen faßt nicht ein Schaudern, wenn er hört, daß sich der Angeklagte Neubert, knapp 18 Jahre alt, nach der Tat im Sturmlokal in der Hebbelstraße in höchsten Tönen des ‚Umlegens‘ der [sozialdemokratischen Brüder, SR] Riemenschneider gerühmt hat?! Und die Spießgesellen vom Hakenkreuz werden ihn wohl mit einem donnernden ‚Heil‘ geehrt und eine Stubenlage geschmissen haben, als er seinen blutigen Triumph in die Worte kleidete: ‚Den habe ich aber schön fertig gemacht!‘<sup>21</sup>

Die kommunistische Presse verspottete diesen Mechanismus nicht ohne Witz. So hieß es in der *Arbeiter-Illustrierten-Zeitung* über diesen 18-jährigen SA-Mann:

Die Spezialität von Bubi Neubert besteht darin, sich die Brust mit tellergroßen Heftpflastern zu dekorieren, um [...] mit erdichteten Kommunisten-Überfällen zu renommieren. Dabei ist ihm aber mehrfach das Pech passiert, daß die Heftpflaster abfielen und sein deutsches Heldentum angesichts seiner glatten Haut schwer lädiert wurde. Als er eines Tages Erna [...] Krüger beim Vorführen seiner Parabellumpistole fahrlässig angeschossen hatte [...] erzählte er der Polizei, daß Kommunisten in die Wohnung eingedrungen, nach ihm geschossen und das Mädchen getroffen hätten.<sup>22</sup>

Innerhalb des (vor-)politischen Raumes im Sturmlokal wurden die SA-Männer zum unumschränkten und permanent gewalttätigen Einsatz für die Bewegung konditioniert, der die Belobigung durch den Sturmführer und die Anerkennung durch die Kameraden sicherte. Die Anwendung von physischer Gewalt war hier die Aufnahmebedingung in eine Gruppe Ebenbürtiger.

Gewalt reichte aber zum Zusammenhalt der Gruppen nicht aus. Weder bei SA noch in anderen Gemeinschaften. Beute, Ansehen, Macht, auch ideologische oder religiöse Verheißungen treten hinzu und werden mit der Emotionalisierung und Aktivierung der Gewalttat zusammengebracht. Gewaltgemeinschaften bilden, so hat die genannte DFG-Forschungsgruppe verdeutlicht, oftmals ein gemeinsames soziales Substrat aus, beziehen sich auf gemeinsame Generations- oder

<sup>18</sup> *Vorwärts* vom 31. März 1931, S. 2; *Welt am Abend* vom 10. April 1931, 1. Seite der 2. Beilage.

<sup>19</sup> Weitere Beispiele bei Reichardt: *Faschistische Kampfbünde* (Anm. 1), S. 446–449; *Bergbauer: Denkmalsfigur* (Anm. 1), S. 164.

<sup>20</sup> Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR (SAPMO), NY 4011 (Nachlaß Litten), Nr. 7, Bl. 28.

<sup>21</sup> *Vorwärts* (Morgenausgabe) vom 21. August 1931, 2. Seite der 1. Beilage.

<sup>22</sup> *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung* 10.44, 1931, S. 890.

Marginalisierungserfahrungen. Diese gemeinsamen Erfahrungen wurden in die Sozialbindungen einer tendenziell totalen Gemeinschaft umgemünzt, die Fürsorge und Gewalt verklammerte. Rituale, mit denen die SA den Rückweg in die normale Gesellschaft zu verbauen suchte, erzeugten neue emotionale Bindungen. Die Abgrenzung von einer als feindlich vorgestellten Außenwelt des ebenso biedereren wie saturierten und korrupten Spießbürgers gehörte ebenso dazu wie der Hass auf Sozialisten und Juden, deren Einfluss in dramatischen Untergangsszenarien beschworen wurde.<sup>23</sup>

Die jüngere historische Forschung zu Gewaltgemeinschaften hat herausgearbeitet, wie wichtig die Rahmenbedingungen der Gewaltdkultur und des Gewaltmarktes sind, also die Verfügbarkeit von Waffen und Kriegern, von Waffentechniken und Waffenentwicklungen. Darüber hinaus spielt die Gewaltintensität und die Gewöhnung an die Gewalt eine entscheidende Rolle: „Ohne das Verständnis für diese Bedingungen sind Entfaltung und Aktivitäten von Gewaltgemeinschaften kaum zu erfassen“ schreibt der Kassler Historiker Winfried Speitkamp und unterscheidet dabei zwischen „teilintegrierten“ und „befristeten“ Gewaltgemeinschaften, die er wiederum von Lebensgemeinschaften wie Kriegergruppen, Söldnern oder Räuberbanden unterscheidet, die zudem auch unterschiedlichen Räumen zugeordnet werden können. Ob Grensräume, städtische Brennpunkte, Karawanenrouten, Berge oder Wälder – jeweils mussten insbesondere die voll integrierten Gewaltgemeinschaften ihren Raum bestens kennen und beherrschen.<sup>24</sup> Dies war auch bei den SA-Stürmen der Fall, die regelrechte Revierdienste um ihre Sturmlokale aufzogen und ihr Kampfgebiet regelmäßig patrouillierten. Ihr Sturmlokal kam ihnen dabei wie eine Festung oder Burg vor, in der sowohl die erbeuteten Gegenstände ausgestellt als auch die eigenen Waffen gelagert wurden.<sup>25</sup>

Wichtiger war noch, dass Gewaltgemeinschaften vor allem in staatsfernen Räumen und gewaltoffenen ‚frontier‘-Konstellationen entstanden. Timothy Snyder hat in seinem Buch zur doppelten Diktatur- und Gewalterfahrung in den ‚bloodlands‘ Osteuropas auf diese Grundkonstellation hingewiesen. Im Grunde tat dies auch Christopher Browning, der gezeigt hat, wie liebevolle Familienväter vom Polizeibataillon 101 bei ihrem Einsatz in Kriegspolen zu Massenmördern werden konnten.<sup>26</sup> Während Browning vor allem auf die Konformitätsbereitschaft im sozialen

<sup>23</sup> Zum tendenziell totalen und sozial homogenisierenden Charakter des SA-Verbundes und der italienischen Squadren siehe ausführlich Reichardt: *Faschistische Kampfbünde* (Anm. 1), S. 254–534.

<sup>24</sup> Vgl. Speitkamp: *Gewaltgemeinschaften in der Geschichte* (Anm. 11), S. 36.

<sup>25</sup> Reichardt: *Faschistische Kampfbünde* (Anm. 1), S. 416–432, S. 449–468.

<sup>26</sup> Vgl. Timothy Snyder: *Bloodlands. Europe Between Hitler and Stalin*, New York 2012; Jürgen Zarusky: Timothy Snyders „Bloodlands“. Kritische Anmerkungen zur Konstruktion einer Geschichtslandschaft, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 60.1, 2012, S. 1–31; Timothy Snyder: Das Bild ist größer, als man denkt. Eine Antwort auf manche Kritiker an Bloodlands, in: *Journal of Modern European History* 11, 2013, S. 6–18; Christopher R. Browning: *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*, Reinbek 1993.

Bund der Kameradschaft hingewiesen hat, war es Jörg Baberowski, der „ungeordnete“ Gewaltträume systematisch untersucht hat. Mit Beispielen aus dem Stalinismus und anderen Terrorregimen und Kriegen vom Holocaust über die Roten Khmer bis zu den jüngsten Massenmorden in Afrika zeigt Baberowski in seinem Buch „Räume der Gewalt“, wie gerade in diesen entregelten und sanktionsfreien Räumen Gewalt stets präsent war. Jörg Baberowski und Gabriele Metzler haben in einem Sammelband zudem auf den täglichen Ausnahmezustand in gewaltoffenen „Ermöglichungsräumen“ mit ihren misstrauensgeprägten Kommunikationsformen und dementsprechenden Verhaltensweisen der Menschen hingewiesen.<sup>27</sup>

Zwar gehörte in manchen Reichsgebieten die Straßengewalt in der Endphase der Weimarer Republik zur Alltagserfahrung, so dass die berühmte Journalistin Gabriele Tergit im Jahre 1932 in der *Weltbühne* verzweifelt über die politischen Straßenschlägereien festhielt: „Keine Zeitung meldet mehr sowas, keine Polizei gibt es als Nachricht weiter – es ist der Bürgerkrieg als Gewohnheit.“<sup>28</sup> Gleichwohl war dies journalistisch überspitzt, denn die Gewaltausschreitungen waren rein quantitativ weit von Bürgerkriegszuständen entfernt und auch die Polizei verfolgte diese Straftaten. Zwar gehörte Gewalt zum Alltagsleben der Kampfbundmänner, aber für die allgemeine Bevölkerung waren die Opferzahlen viel zu klein, als dass damit das Alltagsleben durchstrukturiert worden wäre oder dass die Gewalt unkalkulierbare und endemische Züge angenommen hätte.<sup>29</sup>

### *Hierarchie und Gewaltgemeinschaften außerhalb und innerhalb der SA*

Im Kontext der Heldenforschung ist der Zusammenhang von Hierarchie und Gewaltgemeinschaften von besonderer Bedeutung. Gewaltgemeinschaften im Allgemeinen waren Ausdruck von Ordnungs- und Normenkonkurrenzen, von kollidierenden Ordnungsentwürfen. Sie formten gewissermaßen ein Gegenmodell zu gesellschaftlich verfassten Ordnungen, also zu Ordnungen mit bürokratischen Verfahren, rational gefassten Regeln oder rein nutzenmaximierenden Verbänden. Gemeinschaften verstanden sich als Antipode zu atomisierten und anonymisierten

<sup>27</sup> Vgl. Jörg Baberowski: Einleitung. Ermöglichungsräume exzessiver Gewalt, in: Jörg Baberowski / Gabriele Metzler (Hg.): *Gewaltträume. Soziale Ordnungen im Ausnahmezustand*, Frankfurt am Main / New York 2012, S. 7–29; Jörg Baberowski: *Räume der Gewalt*, Frankfurt am Main 2015.

<sup>28</sup> Gabriele Tergit: *Freigesprochen*, in: *Die Weltbühne* 28.41, 1932 (zweites Halbjahr), S. 543.

<sup>29</sup> Zur Verbreitung der Gewalt siehe Reichardt: *Bürgerkrieg zwischen Krieg und Revolution? Gewalt und faschistischer Jugendkult in Italien nach dem Ersten Weltkrieg*. Vortrag auf der Konferenz „Ende und Anfang. Zum Zusammenhang von Kriegsende und Revolution seit dem 18. Jahrhundert“, Dezember 2019 (wird als Aufsatz im Konferenzsammelband erscheinen) sowie Reichardt: *Faschistische Kampfbünde* (Anm. 1), S. 53–99.

Gesellschaften und boten stark emotionalisierte Werte von Nähe, Liebe, Heimat, Treue oder Kameradschaft an.<sup>30</sup>

Gleichwohl waren diese Gemeinschaften keineswegs ungeordnet oder hierarchiefrei. In der SA wurden diejenigen Mitglieder rasch befördert, die auf langjährige Erfahrungen in der paramilitärischen Szene der Wehrverbände zurückblicken konnten. Gegenüber ihren eigenen SA-Männern legitimierten sich diese Anführer sowohl durch diese Respekt erheischende Erfahrung als auch durch ihre fortgesetzte Einsatzbereitschaft für die Bewegung. Sie opferten sehr viel Zeit für ihre Tätigkeiten in der SA und gehörten, das ist für unseren Zusammenhang zentral, zu den gewalttätigsten Schlägern. Interne Ehrbezeugungen erfuhr derjenige, der sich an den Gewalttaten beteiligte. Die Gewaltbereitschaft diente in der SA als interner Prestigefaktor. Derjenige, der am brutalsten vorging, stand am höchsten auf der internen Skala des Renommées. Vorgängige Militärerfahrung galt also ebenso als wichtige Ressource wie die Unbedingtheit bei Gewalthandlungen als legitime Verhaltensweise galt, mit der man Respekt oder gar Bewunderung erheischen konnte.<sup>31</sup>

Wie in den meisten Gewaltgemeinschaften wurde Hierarchie auch im Bewegungsfaschismus an Charisma, Mut und Erfolg gekoppelt. Hierarchie musste sich in dieser Herrschaftsform ständig neu bestätigen, wie Max Weber an der Figur des charismatischen Kriegsherren gezeigt hat. Der Charismabegriff, zunächst für Herrschaftsformen in religiösen und kriegerischen Gemeinschaften entworfen, trifft auch den Charakter und die innere Hierarchisierung von faschistischen Gewaltbünden. Das Leben in einem solchen Bund beruhte auf dem Gefühl, in einem Ausnahmezustand zu leben, womit letztendlich nichts Anderes gemeint war als der permanente Gewaltzustand. Auch für den faschistischen „Kriegshelden schwinden die legitimen Ordnungen gegenüber der Neuschaffung kraft [der] Gewalt des Schwertes“. Die charismatischen Elemente waren ausschlaggebend.<sup>32</sup>

In der SA der Jahre bis 1933 verstand man die Anführer nicht einfach als Kopie des Offiziers der regulären Armee. Aufgrund des Umstandes der freiwilligen Unterordnung in den Kampfbünden setzte man erstens auf ein durch ein politisches Bezugssystem erzieltes und allen gemeinsames Verpflichtungsgefühl. Zweitens setzte man auf den Respekt vor den behaupteten oder vermuteten persönlichen Fähigkeiten und, damit zusammenhängend, drittens auf das Charisma des jeweiligen SA-Führers. Dieses Verständnis von Hierarchie wurde als eine Neuerung verkauft, die auf den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges aufruhte. Die SA-Männer

---

<sup>30</sup> Vgl. Speitkamp: *Gewaltgemeinschaften in der Geschichte* (Anm. 11), S. 38–39. Zur jüngeren Gemeinschaftssoziologie siehe nur: Walter Reese-Schäfer: *Autonomie und Gemeinschaft*, in: Elisabeth List / Harald Stelzer (Hg.): *Grenzen der Autonomie*, Weilerswist 2010, S. 55–70; Gertenbach: *Theorien der Gemeinschaft* (Anm. 10); Alfred Schäfer / Christiane Thompson (Hg.): *Gemeinschaft*, Paderborn 2019.

<sup>31</sup> Vgl. weiterführend Reichardt: *Faschistische Kampfbünde* (Anm. 1), S. 390–405, S. 486–505.

<sup>32</sup> Max Weber: *Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft*, in: ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen <sup>6</sup>1985, S. 481–488, Zitat S. 482.

sollten das Prinzip des charismatischen Führertums als ‚Demokratisierung‘ einer veralteten und verkrusteten Militärelite aus Adel und Abstammung verstehen. Gewalt wird somit zu einer Anerkennungsressource, die herkömmliche Hierarchisierungen, etwa nach adliger Herkunft, ersetzen sollte.<sup>33</sup>

Der Faschismus stand aber in besonderer Weise vor dem Problem, die Prinzipien von Hierarchie und Populismus miteinander versöhnen zu müssen. Dabei standen Autorität und Hierarchisierung in einer gewissen Spannung zu der Idee des Gemeinschaftsgeists.<sup>34</sup> In Max Webers Ausführungen zur charismatischen Gemeinde findet sich dieser Herrschaftstyp beschrieben:

Ganz ausschließlich dem Führer rein persönlich um seiner persönlichen, unwerktäglichen Qualitäten willen wird gehorcht, nicht wegen gesatzter Stellung oder traditioneller Würde. [...] Der Verwaltungstab ist ausgelesen nach Charisma und persönlicher Hingabe [...]. Es fehlt der rationale Begriff der ‚Kompetenz‘ ebenso wie der ständische des ‚Privilegs‘.

Die Legitimation des charismatischen Führers basiere auf „aktuelle[r] Offenbarung oder aktuelle[r] Schöpfung, Tat und Beispiel“:

Die charismatische Autorität ruht auf dem ‚Glauben‘ an den Propheten, der ‚Anerkennung‘, die der charismatische Kriegsheld, der Held der Straße oder der Demagoge persönlich findet, und fällt mit ihm dahin. Gleichwohl leitet sie ihre Autorität nicht etwa aus dieser Anerkennung durch die Beherrschten ab. Sondern umgekehrt: Glaube und Anerkennung gelten als Pflicht, deren Erfüllung der charismatisch Legitimierte für sich fordert, deren Verletzung er ahndet.<sup>35</sup>

Es war also ein Typus von Führertum, der nicht allein durch repressive Autorität und Despotie herrschte, sondern der beständiger populistischer Akklamation von unten bedurfte. Die „emotionale Vergemeinschaftung“ trat an die Stelle einer durch Strafgewalt erzielten Kohäsion. Charisma meinte ein Prinzip kameradschaft-

<sup>33</sup> Erich Mani: Aufgaben der SA, in: Der SA-Mann 31, 21. September 1929 (Beilage des Völkischen Beobachters 219, 21. September 1929). Der Artikel wurde zur Schulung in der SA verschickt, siehe Brandenburgisches Landeshauptarchiv Pr. Br. Rep 2 A I Pol. Nr. 2135, Bl. 231–232. Schreiben des SAF Ober-West, Kurt von Ulrich, an den Standartenführer I (Köln) vom 25. Januar 1929, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA, Rep. 77, MdI, Tit. 4043, Nr. 309, Bl. 313–317 (M); Manfred von Killinger: Die SA. In Wort und Bild, Leipzig 1933, S. 10–16; Ernst Röhm: Die Geschichte eines Hochverrätters, München 1928, S. 68–70. Vgl. Bruce B. Campbell: The SA Generals and the Rise of Nazism, Lexington, KY 1998, S. 9–10.

<sup>34</sup> Vgl. Sven Reichardt: Unmittelbarkeit und Gewalt. Zur Beteiligung an faschistischer Politik, in: Journal of Modern European History 17.1, 2019, S. 37–42; Emilio Gentile: Storia del partito fascista, 1919–1922. Movimento e milizia, Rom / Bari 1989, S. 565.

<sup>35</sup> Weber: Die drei reinen Typen (Anm. 32), S. 482–483; ders.: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie, Tübingen <sup>5</sup>1980, S. 140–142, S. 654–681, hier S. 141 (Zitat). Vgl. Thomas Kroll: Max Webers Idealtypus der charismatischen Herrschaft und die zeitgenössische Charisma-Debatte, in: Edith Hanke / Wolfgang J. Mommsen (Hg.): Max Webers Herrschaftssoziologie. Studien zur Entstehung und Wirkung, Tübingen 2001, S. 47–72, hier S. 47–48, S. 58, S. 61–64, S. 70–72. Weiterführend: Michael N. Ebertz: Charisma und „das Heroische“, in: helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen 4.2, 2016, S. 5–16. DOI: 10.6094/helden.heroes.heros./2016/02/01.

licher Hierarchisierung, in der sich die Führer gegenüber ihren Untergebenen ständig bewähren mussten. Das machte die Bindungen innerhalb der faschistischen Kampfbünde labil und total zugleich.

Die Anführer der Kleingruppe des SA-Sturms, die laut Organisationsanweisungen die ‚Freunde‘ ihrer Männer sein und ihre Lebensumstände genau kennen sollten, nahmen eine Doppelstellung zwischen Kamerad und Vorgesetztem ein. Die Hierarchie gründete sich auf einem Ethos der Treue, wobei den ‚integrierten Führern‘, also den SA-Sturmführern, von der obersten Leitung viele Freiheiten eingeräumt wurden. Die integrierten Führer konnten die an der Basis zentralen Disziplinierungsfunktionen wahrnehmen, weil sie nicht bloß von oben installiert wurden, sondern tief in das Alltagsleben des Sturmes eingebunden waren.<sup>36</sup>

Entscheidende Legitimation erreichten sie durch die alltägliche Kontaktpflege mit ihren Männern im Kampfbundlokal und ihre oft lange Mitgliedschaft in der Bewegung, vor allem aber durch ihre noch länger zurückreichenden Beziehungen in militärähnlichen Organisationen des rechtsnationalen Milieus. Für ihre Männer konnten sie durch ihre Scharnierfunktion zum höheren SA-Führungskorps, das die einfachen Männer meist nicht zu Gesicht bekamen, ein gutes Wort einlegen. Zudem waren die integrierten Führer diejenigen, die am entschiedensten bei den Gewaltaktionen vorgingen und die meiste Zeit für die Organisation opferten. Wie ihre Untergebenen waren sie oft jung und teilten deren prägende Generationserfahrungen, während sie meist aus sozial bessergestellten Kreisen als diese kamen. Diesen Sozialisationsvorsprung nutzen sie umso entschiedener, gerade weil sie durch ihre beruflichen Abstiegsenerfahrungen ihren Männern, sozial gesehen, näher rückten. Schließlich nahmen vor allem die SA-Sturmführer wichtige Fürsorgefunktionen für ihre Männer wahr.

Wie im Klientelismus der Mafia, so handelte es sich bei diesen Hierarchien um Tauschbeziehungen, bei denen der integrierte Führer seinen Männern Zugang zu Ressourcen ermöglichte und im Gegenzug Gefolgschaft erhielt. Das Beziehungssystem war durch innige Freundschafts- und Verpflichtungsgefühle gekennzeichnet, wobei die klientelistischen Netzwerke dyadisch aufgebaut waren, das heißt, dass die Beziehungen der einzelnen Männer sternförmig zum integrierten Führer führten. Dies war entscheidend, denn eben dadurch konnte der Sturmführer das Beziehungsnetzwerk des SA-Sturmes kontrollieren.<sup>37</sup>

Propagandistisch überformt wurden diese Hierarchiebildungen durch den Heldenkult der Nationalsozialisten. Denn über die enge Gruppe der SA-Stürme hinaus sollte der Heldenkult der Nationalsozialisten ja auf die gesamte deutsche Gesellschaft einwirken. Daniel Siemens hat nicht nur die Biographie, sondern vor allem auch die hagiographische Literatur über Horst Wessel ausgewertet. Die Familie, so Siemens, versilberte nicht nur seinen Nachlass, sondern stritt auch um

<sup>36</sup> Vgl. Reichardt: *Faschistische Kampfbünde* (Anm. 1), S. 497–505.

<sup>37</sup> Vgl. weiterführend ebd., S. 421, S. 432–435, S. 710.

das Urheberrecht am Horst-Wessel-Lied, welches bekanntlich zur offiziellen NSDAP-Parteihymne geworden war. An Schulen und Universitäten wurde Wessels als des Helden der Jugend gedacht, allein in Berlin wurden sechs Erinnerungsorte errichtet. In der Nähe seiner Geburtsstadt Bielefeld im Teutoburger Wald war zudem ein großer Gedenkstein errichtet worden und in Hameln entstand ein monumentales Denkmal. Vor allem der Schriftsteller Hanns Heinz Ewers, der seit den zwanziger Jahren mit der Familie Wessel bekannt war, trug zum Mythos bei, ebenso wie die Verfilmung des SA-Romans unter dem Titel *Hans Westmar* im Jahr 1933, produziert von der Volksdeutschen Filmgesellschaft unter der Regie von Franz Wenzler.<sup>38</sup> Kult und Kommerz um den Parteiheiligen sollten einen utopisch aufgeladenen Glauben an die wehrhafte Nation erzeugen. In den emotionalisierten Ritualen waren die Hingabe oder das Opfer nicht nur Bekenntnis, sondern eine in der politischen Auseinandersetzung einzulösende Praxis. Der Heroisierung war insofern ein Verpflichtungsdiskurs eingeschrieben. Dabei kam es zu einer Übernahme des Formenkanons der christlichen Religion und zur Überführung von eschatologisch aufgeladenen Vorstellungen in den politischen Bereich. Heldenmut, Opferbereitschaft und Frontkameradschaft für Nation, Krieg und Revolution, die Symbolik von Tod und Wiederauferstehung, die Verpflichtung gegenüber der Nation, der Kult um die Helden und ‚Märtyrer‘ sowie die Kommunion der Kameraderie kennzeichneten eine sakralisierte Form der Politikführung. Politik, meinte man hier, könne nicht zum banalen Alltagsleben zurückkehren, sondern habe die heroische Ungestümheit in einen mystischen Sinn zur Opfergemeinschaft zu transformieren.<sup>39</sup>

### *Männlichkeit und Gewalt*

Was in Daniel Siemens' Studie zu Tod und Verklärung von Horst Wessel ebenso fehlt wie in den meisten Studien zu Gewaltgemeinschaften ist eine Erörterung des Verhältnisses von Männlichkeit und Gewalt. Zweifellos waren die Gewaltgemeinschaften männliche Gesellungsformen und dementsprechend wurden sie auch kodiert. Ihren jugendlich-männlichen Vitalismus inszenierten die SA-Männer zunächst vor der Folie des verhassten Bürgers. Damit war nicht primär die Sozialformation des Bürgertums gemeint, sondern eine moralische und charakterliche Einstellung. ‚Bürgerlich‘ war in den Augen der SA vor allem eine feige-unmännliche, eine individualistisch-unsolidarische und eine materialistische Haltung. Diese habe auch dem Kommunismus letztlich zum Durchbruch verholfen. Infolgedessen wurde gerade Politikern und Parlamentariern vorgeworfen, „materialistisch-korrupte“ und „feiste politische Knirpse“ zu sein. Gerade gegen diese verhassten

<sup>38</sup> Vgl. Siemens: Horst Wessel (Anm. 4), S. 131–149.

<sup>39</sup> Dazu näheres in Reichardt: Faschistische Kampfbünde (Anm. 1), S. 560–570, S. 593–598.

Eigenschaften des Bürgertums inszenierten die SA-Männer ihr Selbstbild: Gegen den Materialismus wurde der eigene Idealismus, gegen den Individualismus das Kameradschaftsideal und gegen die effeminierten ‚Spießler‘ der Männlichkeitskult inszeniert.<sup>40</sup>

In der faschistischen Männlichkeitsrhetorik zeigt sich, wie dominant Gewalt für die faschistische Identität war. Die faschistischen Kampfbündler konstruierten Männlichkeit weder im Bild des harten Arbeiters, wie dies die Kommunisten taten, noch im Bild des Familienvaters oder gar Liebhabers, sondern ausschließlich in der Konstruktion des kompromisslosen Schlägers, der, treu zusammenstehend mit seinen Kameraden, für die „Rettung der Nation“ kämpfte. Diese Engführung erklärt sich zum einen aus der sozialen Lage der jungen Kampfbündler, die meist keine Familienväter waren und denen sich auch kaum Möglichkeiten boten, ihr Männlichkeitsverständnis ökonomisch zu definieren. Darüber hinaus zeigte ihr Selbstbild eine Geschlechterkodierung, in der Frauen entweder als aufopferungsvolle Mütter oder aber als warmherzige Mitkämpferinnen dargestellt wurden, die in beiden Fällen asexuell imaginiert wurden. Vor allem im Gegenbild der kommunistischen Frau wird deutlich, wie sehr die Faschisten Sexualität und Politik verquickten, denn die Kommunisten wie auch ihre Frauen galten ihnen als Verführer und Verführerinnen. Die rote Fahne wurde zu einem „Lumpen in der Farbe der Menstruation“ erklärt – Promiskuität und Sexualität waren aus ihrer Sicht etwas Kommunistisches, dem man mit stammer Disziplinierung und Abhärtung des eigenen Körpers mit schierer Gewalt begegnete. Der männlichen Kameradschaft haftete von daher immer etwas Frauenverachtendes an, während der Held der Gewaltgemeinschaften ebenso männlich wie asexuell imaginiert wurde.<sup>41</sup>

### *Fazit*

Der heroischen Überwindung von Angst und Schmerzen haftete etwas Selbstreferentielles an, wenn Joseph Goebbels 1934 lakonisch festhielt: „Blut kittet aneinander.“<sup>42</sup> Mit der freiwilligen Eingliederung in die kameradschaftliche Gewaltgemeinschaft, welche intern durch Charisma, Gewaltausübung und eine Haltung des Unbedingten hierarchisiert wurde, war eine Absage individueller Freiheiten verbunden. Die Bluttaten schufen eine neue soziale Gemeinschaft, wobei die Solidarität der Kämpfer auf der gemeinsamen Erfahrung des Quälens und Tötens beruhte – man schwor sich mit dem Blut des Opfers. Die Blutschuld verteilte sich auf viele Schultern – sie wurde individuell erträglich und zugleich zum sozialen Kitt. Gewalt war ein Mittel zur Integration nach innen und zugleich der Propaganda

<sup>40</sup> Vgl. weiterführend ebd., S. 661–679.

<sup>41</sup> Ausführlich dazu ebd., S. 685–690. Dort auch die Zitatnachweise.

<sup>42</sup> Joseph Goebbels: Das erwachende Berlin, München 1934, S. 126.

---

nach außen, wobei die Gewalt durch ihre Ästhetisierung für die Kampfbündler zu ihrem symbolischen Kapital und zu einem Element ihrer charismatischen Erhabenheit wurde.<sup>43</sup>

---

<sup>43</sup> Vgl. Wolfgang Sofsky: *Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg*, Frankfurt am Main 2002, S. 30, S. 161–162.

